

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 12

Dezember 1931

Jahrgang VIII

DIE INTERNATIONALE FOTO-AUSSTELLUNG DER SCHLESISCHEN MONATSHEFTE

hat bei Presse und Publikum ein außergewöhnliches Interesse gefunden.

Wir laden unsere Abonnenten, die bei Vorweis des Novemberheftes freien Eintritt genießen, noch einmal herzlich zur Besichtigung ein.

Die Ausstellung, die in den Räumen des Breslauer Kunstgewerbe-Museums stattfindet, wird am 15. Dezember geschlossen. Eintritt 9–14, Sonntag 11–14.

Im Rahmen der Internationalen Foto-Ausstellung veranstalten die Schlesischen Monatshefte gemeinsam mit der Breslauer Akademie für Kunst und Kunstgewerbe und der Gesellschaft der Kunstfreunde einen Lichtbildervortrag. Dr. Franz Roh, der bekannte Kunstschriftsteller und besondere Kenner der modernen Fotografie gibt unter dem Titel

MECHANISMUS UND AUSDRUCK

eine Stilgeschichte der Fotografie.

Der Vortrag findet am 5. Dezember, abends 8 Uhr, im Hörsaal des Breslauer Kunstgewerbe-Museums, Graupenstraße 14, statt. Eintritt 1 Mark einschließlich der Besichtigung der Foto-Ausstellung. Studierende und Mitglieder der Gesellschaft der Kunstfreunde 50 Pfg.

Aus der
Photographischen
Rundschau,
Halle (Saale)



Else Schneider (Berlin)

Junge Hyäne

Aus der Internationalen Foto-Ausstellung der Schlesischen Monatshefte im Kunstgewerbemuseum

Zwei Weihnachtslieder des Angelus Silesius

Zu unserer Notenbeilage

Von Dr. Peter Epstein

Die „Heilige Seelenlust“ von Johann Scheffler oder — wie er sich selbst nannte — „Johann Angelo Silesio“ erschien in Breslau 1657—1668. Günther Müller (Geschichte des deutschen Liedes, München 1925) hat das neben dem „Cherubinischen Wandersmann“ wichtigste poetische Werk Schefflers als eine entscheidende künstlerische Tat und als Verwirklichung dessen gekennzeichnet, „was ein halbes Jahrhundert ruckweise anstrebte: die Aussprache des gefühlerschütterten Ich...“. Georg Ellinger, der bereits vor dreißig Jahren die erste kritische Ausgabe der „Heiligen Seelenlust“ veranstaltete, ist zugleich fast der einzige Forscher, der in seiner Biographie des Dichters (Angelus Silesius, Breslau 1927) wenigstens in Kürze darauf zu sprechen kommt, daß die Lieder Schefflers im Original mit Melodien versehen waren. Freilich schätzt er ihren Wert gering ein, und dies ist verständlich, wenn man im ganzen musikwissenschaftlichen Schrifttum der neueren Zeit vergeblich nach einer Notiz über diese Lieder sucht, und bei den älteren Historikern des Kirchenliedes auf evangelischer wie katholischer Seite — C. v. Winterfeld und W. Bäumker — den unkirchlichen Charakter der Weisen ausdrücklich getadelt findet. Nur einen begeisterten Fürsprecher hat die originale Vertonung der „Heiligen Seelenlust“ bisher gefunden: C. J. A. Hoffmann in seinem Lexikon „Die Tonkünstler Schlesiens“, das in Breslau 1830 erschienen ist. Schon im 18. Jahrhundert findet sich die Nachricht, daß der Komponist, Georg Joseph, bischöflicher Musikus in Breslau gewesen sei. Jedenfalls muß er in engem Kontakt mit dem Dichter seine Lieder fortlaufend vertont haben; da nur wenige Melodien aus vorhandenen Quellen geschöpft wurden, hat er die überwiegende Mehrzahl der über zweihundert Lieder komponiert. Erst heute, hundert Jahre später, ist man im Begriff, die intuitive Zustimmung des alten Hoffmann zu Josephs Angelus-Silesius-Melodien auf historischer Grundlage zu bekräftigen. In der neuesten Darstellung der Musik des Barock (1928) reiht Robert Haas Georg Joseph erstmalig unter die bemerkenswerten Liedkomponisten des 17. Jahrhunderts ein. Und was bisher seiner objektiven Würdigung im Wege stand: die weltliche Natur und die subjektive, unruhige Deklamation und Rhythmik vieler Melodien, wird zu einem Vorzug seiner Kunst, wenn man sie unter dem einzig möglichen Gesichtspunkt historisch einschätzt: in welchem Grade deckt sich die musikalische Gestaltung mit Form und Inhalt der Dichtungen. Die „Heilige Seelenlust“ mit ihrem Untertitel „Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesu verliebten Psyche“ ist als religiöse Abwandlung der Schäferlyrik erkannt worden, ihren Melodien warf man vor, daß sie sich nicht für den evangelischen Kirchengesang eigneten, der einige der Texte, vor allem „Mir nach, spricht Christus, unser Held“, übernommen und teilweise bis heute lebendig erhalten hat. So betrachtet hat Georg Joseph allerdings für die Gegenwart keine Bedeutung mehr. Nehmen wir aber seine Lieder, wie sie gemeint sind: als ausgesprochene Sologesänge, so überrascht die Vielfalt ihres individuellen Ausdrucks. Ein bezeichnendes Merkmal ist ihr häufiger Taktwechsel: ein Mittel der engsten Anpassung an die oft kontrastreiche poetische Anlage der Texte. Die drei ersten Bücher, die nach Kahlerts Wort ein „geistliches Epos“ genannt werden können, sprechen die Sehnsucht der Seele nach dem Erlöser und die Freude über sein Erscheinen aus, sie schildern Passion, Auferstehung und Himmelfahrt Christi: Josephs Vertonung hat den weiten Bezirk religiösen Empfindens mit dem Dichter zu durchmessen vermocht, hat für Verlangen, Trauer und Freude charakteristische Weisen gefunden.

Unsere Notenbeilage bringt zwei Lieder des ersten Buches zur Weihnachtszeit: „Morgenstern der finstern Nacht“ („Die Psyche will das Jesulein als den wahren Morgenstern in dem Himmel ihres Herzens haben“) und „Kleiner Knabe, großer Gott“ („Sie ergibt sich dem Jesulein zu einem Diener“)*. Josephs Vertonungen sind in beiden Fällen in Melodie, Begleitung und Takt sehr schlicht gehalten und kommen daher heutigem Empfinden näher als manche mehr von barockem Affekt erfüllte Lieder. Original sind Singstimme und Baß; die akkordische Ausfüllung im oberen System der Klavierbegleitung wurde vom Bearbeiter für den modernen praktischen Gebrauch nach den Grundsätzen des Generalbasses hinzugefügt.

*) Zehn weitere Lieder der „Heiligen Seelenlust“ für eine Singstimme und Klavierbegleitung sind soeben im Verlage Konrad Littmann, Breslau, erschienen. (Siehe auch die Anzeige.)

Zwei Weihnachtslieder des Angelus Silesius

Vertont von Georg Joseph (1657)

*

1. Morgenstern der finstern Nacht

i. Mor - gen - stern der fin - stern Nacht, der die Welt voll

legato

i. Freu - den macht, Je - su - lein, komm her - ein, leucht' in

i. mei - nes Her - zens Schrein, leucht' in mei - nes Her - zens Schrein.

Pian.

2. Schau, dein Himmel ist in mir,
Er begehrt dich, seine Zier.
Säum dich nicht,
O mein Licht,
Komm, komm, eh der Tag anbricht.

3. Deines Glanzes Herrlichkeit
Übertrifft die Sonne weit.
Du allein,
Jesulein,
Bist, was tausend Sonnen sein.

4. Du erleuchtest alles gar,
Was jetzt ist und kommt und war.
Voller Pracht
Wird die Nacht,
Weil dein Glanz sie angelacht.

5. Deinem freudenreichen Strahl
Wird gedient überall.
Schönster Stern,
Weit und fern
Ehrt man dich wie Gott, den Herrn.

6. Ei, nun güldnes Seelenlicht,
Komm herein und säum dich nicht.
Komm herein,
Jesulein,
Leucht' in meines Herzens Schrein.

2. Kleiner Knabe, großer Gott

1. Klei-ner Kna-be, gro-ßer Gott, schön - ste Blu - me weiß und

rot, von Ma - ri - a neu - ge - bo - ren, un - ter tau - send aus - er -

1. ko - ren, al - ler - lieb - stes Je - su - lein, laß mich dei - nen Die - ner sein.

2. Nimm mich an, verliebtes Kind,
Und befehle mir geschwind,
Rege deine süßen Lippen,
Rufe mich zu deiner Krippen.
Tu mir durch den huldren Mund,
Deinen liebsten Willen kund.

3. Ich verlasse nun die Welt
Und was mir an ihr gefällt.
Dir alleine will ich leben,
Dir mich gründlich untergeben.
Du alleine, Jesulein,
Sollst mein Herr und Obrer sein.

4. Dir soll meine Seel' allzeit
Samt den Kräften sein bereit,
Und mein Leib mit allen Sinnen
Soll nichts ohne dich beginnen.
Mein Gemüte soll auf dich
Denken jetzt und ewiglich.

5. Nimm mich an, o Jesulein,
Denn ich wünsche dein zu sein.
Dein verbleib ich, weil ich lebe,

Dein, wenn ich den Geist aufgebe.
Wer dir dient, du starker Held,
Der beherrscht die ganze Welt.

DIE HOCHZEIT AUF BUCHENHORST

VON GERHART HAUPTMANN

Soeben erschien als reife Altersgabe des großen schlesischen Dichters die Erzählung „Die Hochzeit auf Buchenhorst“. Wir bringen mit freundlicher Erlaubnis des S. Fischer-Verlages daraus eine Probe. Sie enthält eine Wanderfahrt, die der Erzähler mit zwei seiner Freunde, den Musikern Kühnle und Hasper, nach Meißen macht.

Ich hatte kaum mein erstes Entzücken über die altertümliche, von der Albrechtsburg gekrönte Stadt hinter mir, als wir bereits an dem Pförtchen eines der noch immer aus lustigen Augen zwinkernden, überlebten Fachwerkhäuschen Einlaß beehrten, die, Giebel an Giebel, an- und übereinander geschachtelt, ein steiles Gäßchen den Burgberg hinan bildeten. Gott sei Dank haben fünfundsechzig Jahre Gewalttätigkeit, Jahre einer zyklischen Raserei im Niederreißen und Aufbauen, solche Denkmäler einer guten alten Zeit auch bis heute noch nicht auszurotten vermocht. In allen Ländern des deutschen Reiches und Deutsch-Österreichs sind diese kleinen Wohnbehältnisse noch zu finden: Nord, Süd, Ost und West weisen sie auf. Und wo man auch immer auf sie trifft, wird es einem zumut, als stünde man, unerkannt und verstoßen, nach einem in kalter Fremde verbrachten Leben, vor dem eigenen, ausgestorbenen Vaterhaus. Unzählige Male und immer wieder hat mein Auge mit Rührung, mit seltsamer Sehnsucht, mit Kopfschütteln auf solchen traulichen Zwergenhäuschen geruht. Wo ich sie treffe, werde ich von ihnen gleichsam wie von innig geliebten alten Verwandten begrüßt, angezogen und festgehalten. Will mir jemand nachreisen und nachschleichen, so kann er mich zu allen Jahreszeiten, besonders bei Mondschein, nach diesen seelensinnigen, trotz ihres gebrechlichen Methusalemalters so munter und lustig blickenden Wohnstätten suchen und vor ihnen verweilen sehen. Eines schönen Tages freilich, wenn sich die Welt der Kanonenrohre, der Großflugzeuge, Zeppeline und Wolkenkratzer im bisherigen Tempo weiterentwickelt, werden alle diese närrischen Liliputhäuschen nur noch im Abbild, etwa bei Spitzweg, zu finden sein, dann werden sie nur im Volkslied leben, solange es noch lebendig ist in Jean Pauls und anderen Dichtungen, solange sie jemand lesen wird, am längsten vielleicht in Schuberts Musik, bis auch davon der letzte Ton verklungen ist. Denn selbst das Himmelswunder der „Unvollendeten Symphonie“ ist hinter den freundlich blitzenden Äuglein solcher Knusperhäuschen entstanden, aus ihren winzigen Stübchen hervorgegangen.

Nicht Kühnle, sondern Alfred Hasper, der Komponist, war es, der die Klingel des Pförtchens gezogen hatte. Kaum ist es geschehen, so beugt sich auch schon das Volkslied in Gestalt eines Rotkäppchens mit zwei langen blonden Zöpfen zum Fenster heraus.

Marlenchen, ist der Vater zu Hause?

Ich sah nur, wie Marlenchen blutrot wurde, ehe sie wieder verschwunden war, und dachte bei mir, daß sich der Volksliederschatz durch ein einziges solches Liebchen um Bände bereichern könnte. Aber schon stand sie vor uns, aufrecht in der geöffneten Tür: ich dachte nichts mehr und mußte betrachten.

Marlenchen konnte nicht viel über sechzehn sein. Obleich sie Alfred Hasper stumm die Hand entgegenstreckte, uns mit zwei sonderbar veilchenblauen Augen prüfend, merkte man ihr die freudige Überraschung an. Sie war allein. Ihr Vater, Witwer und pensionierter Beamter der königlichen Porzellanmanufaktur, wurde um Schlag zwölf Uhr erwartet, die Zeit, zu der er,

pünktlich wie eine richtiggehende Uhr, von seinem geliebten Morgenspaziergang zurückkehrte. Marlenchen brauchte die beiden Musici nicht lange zum Nähertreten zu nötigen, sie schienen hier zu Hause zu sein. Ich wurde mit einem Händedruck, dessen weiche und herzliche Kraft mir auffiel, willkommen geheiß. Das rote Käppchen, das aschblonde Haar, in Zöpfe geflochten, das schwarze Mieder und Röckchen nicht viel bis unters Knie, das blütenweiße Hemd und die bloßen Füße gaben der Kleinen weniger mit einem Gretchen als mit einem Gänselesel von Ludwig Richter Ähnlichkeit.

Sehr schnell verlor Marlenchen ihre Zurückhaltung. Wie sollte das schließlich auch anders sein gegenüber so stürmischen Temperamenten, wie sie aus meinen Freunden hervorbrachen. Marlenchen hin! Marlenchen her! scholl es fast ununterbrochen aus zwei kräftigen Brustkästen mit einer Gewalt, von der das Beben zu kommen schien, womit aber nur die Wucht unserer Tritte das Liliputhäuschen erschütterte.

Daß Kühnelle und Hasper ein besonderes Wohlgefallen an Marlenchen hatten, sah man wohl. Aber es schien eher onkelhaft, als daß es auf Liebesneigung gedeutet hätte. Mir darüber ganz klar zu werden, vermochte ich nicht. Das Äußerste, worin die herrschende Lustigkeit einmal gipfelte, war der Augenblick, als Kühnelle, in einem Anfall von Übermut, die herrlichen starken Zöpfe wie zwei Zügel zu fassen sich nicht enthalten konnte.

Da aber sah ihn Hasper mit einem befremdeten, leicht verwarnenden Blick an, der mir nicht entging, und der Kühnelle mit einem verlegenen Lachen seinen Fehler erkennen und von seinem Tun abstehen ließ.

Dies alles trug sich in der kleinen Küche zu, wo Marlenchen die letzte Hand an das Mittagessen des Vaters zu legen hatte. Nebenan war das Wohnzimmer, in dem ein Kanarienvogel mit geradezu frenetischem Geschmetter den Lärm der Freunde zu überbieten suchte. Natürlich sollten wir zu Tisch bleiben. Was wir aber dagegen auch einwandten, Marlenchen wußte uns umzustimmen. Wenn wir nicht dableiben, sagte sie, bekomme sie es mit dem Vater zu tun. Die Folge war, daß wir alle mitkochten und so die Kleine, Mädchen für alles im Hause, entlasteten. Hasper hatte die Kaffeemühle zwischen die Knie geklemmt, drehte entschlossen immer wieder den Griff herum, öffnete fortwährend in der Meinung den Deckel, daß keine Kaffeebohne mehr vorhanden sei, worin er sich aber lange täuschte. Kühnelle schälte die Gott sei Dank reichlich vorhandenen, eben fertig gekochten Kartoffeln ab, die ihm, zu seiner und unser aller Freude, trotz allen Pustens die Finger verbrannten. Es wurde ein Heringssalat gemacht. Mich hatte man über die Gasse geschickt, um ein halbes Pfund Hackfleisch zu besorgen, da man die vorhandenen drei kleinen Brisoletts nicht für ausreichend hielt.

Ich wurde in der ganzen Zeit, so gestehe ich, fast ausschließlich vom Anblick Marlenchens hingenommen. Ich war nicht Student, war niemals in Rom, war nicht verlobt, sondern in ein kleines, enges, magisch umschließendes Glück versenkt, das in seiner innigen Wärme eigentlich alles Streben und Suchen im Weiten sinnlos, ja töricht erscheinen ließ. Du und ich, mußte ich denken, ich und du: aber selbst mein Name schien mir zu pompös, wenn ich ihn mit Marlenchen zusammen dachte. Würde man hier, in diesem engen Behältnis, zu zweien sein Leben verbringen, könnte von einer Beengung trotzdem nicht die Rede sein. Mir war, als hätten alle guten Geister des Himmels und der Erde freien Zugang hierher, als könnte man, gerade von

hier aus, Verbindung mit allen Zauberern des Himalaya und der Pyrenäenschlösser aufnehmen, gerade von hier aus bis zum Zentrum der Erde hinabdringen: so tief, so rätselhaft schien mir dieses windschiefe Fachwerkbüchchen unterkellert zu sein. Und schließlich, gerade von hier aus könnte man herrliche faustische Mantelflüge ausführen.

Warest du nicht, mein holdes Marlenchen, am Ende selbst eine zauberkundige Verwandlungskünstlerin? Deine Augensterne hatten mir anfänglich blau geschienen. Hier in der Küche und, wenn du den Pumpenschwengel bewegtest, vom Gärtchen aus, hatten sie etwas meergrün Schillerndes. Warest du demnach nicht am Ende gar eine Nixenfrau, die sich nach Belieben als Frau Venus, als Salome oder als die griechische Helena offenbaren konnte? Wäre es nicht ein leichtes für dich, dieses Häuschen in den ganzen Hörselberg mit allen seinen Wonnen, Listen und Verführungen umzuwandeln und solchermassen den Tannhäuser selbst, den Träger der ewigen, goldenen, deutschen Harfe für immer in deinem kindlichen Schoße, an deinem kindlichen Busen festzuhalten?

Marlenchens Vater wurde Herr Rat genannt. Als Rat Wuttich erschien, stellte sich natürlich ein etwas gesetztes Wesen ein. Nachdem aber erst die Formalitäten der Begrüßung vorüber waren, schien die Stimmung, was sie an Lärmigkeit verloren, an Herzlichkeit gewonnen zu haben. Der Rat war erfreut. Bald saßen wir, fünf Personen, um ein rundes, wohlbestelltes Tischchen herum, das der holde dienende Geist Marlenchens uns gedeckt hatte und mit lautlosem Hin- und Widergehen weiter betreute. Der Rat hatte einige Flaschen lange gehüteten spanischen Weins, von denen er eine, nicht ohne Feierlichkeit, aus dem Keller heraufholte. Es war eine wichtige, in ihren einzelnen Phasen wohlüberlegte Zeremonie, wie die Flasche von ihm gereinigt, das Stanniol entfernt, der Pfropfzieher in die Rinde des Korkbaums hineingedreht und schließlich der Pfropfen gehoben wurde, treffender gesagt: der dunkelfeuerige Schatz, der unter dem Pfropfen war.

Rat Wuttich war über die Sechzig hinaus. Er hatte nach zwanzigjähriger Witwerschaft zum zweiten Male geheiratet, nachdem seine erste Frau mitsamt seinem ersten Kinde im Kindbett gestorben war. Er verlor aber auch seine zweite Frau, allerdings erst nach einer Ehe von einem Jahrzehnt, als die einzige Tochter dieser Ehe, Marlenchen, bereits ihr neuntes Jahr erreicht hatte. Rat Wuttrich hatte auf allerlei Weise Trost gesucht. Das erzwungene Sonderlingswesen der ersten Witwerzeit hatte ihn auf die Ornithologie gelenkt. Er besaß auf diesem Gebiete gute Kenntnisse. Sein Häuschen war vom Gezwitscher vieler Vogelarten, die er in Käfigen hegte, erfüllt, die jedoch weichen mußten, als die kleine Bühne des Hauses von der neuen Gattin und den Erfordernissen der Kinderpflege eingenommen wurde. Nun war Rat Wuttich Blumenfreund. Auf einem kleinen Fleckchen Ackers vor der Stadt zog er die seltensten Arten. Auch das Vorgärtchen neben dem Hauseingang zeugte davon. Kein Tag im Sommer verging, ohne daß er seinem geliebten Kinde Marlenchen einen schönen Strauß heimbrachte. Er lebte ja nur noch ihr allein, sonst hätte das Leben ihm nichts mehr geboten.

Um aber nicht zu wünschen, daß Marlenchen nach seinem Tode einen ehrenwerten Menschen und Mann zum Schutze hätte, war er nicht eigensüchtig genug. Und so mochte er wohl in den beiden Freunden, die für ihn und Marlenchen die gleiche Freundschaft an den Tag legten, im Grunde Marlenchens Bewerber erblicken. Sein Sinn neigte mehr zu Hasper hin, obgleich er sich

von den Sonderbarkeiten nicht beirren ließ, die wohl auch ihm Kühnelle zuweilen gezeigt hatte. Es fällt mir ein, daß Rat Wuttich gewisse mystische, insonderheit spiritistische Neigungen hatte. Kühnelle deutete mir das an. Nie spreche der alte Herr, selbst nicht zu seiner Tochter, davon. Diese aber erfuhr und erriet es auf Umwegen. Sie glaubte, er habe im Geiste zwanzig Jahre hindurch mit seiner verstorbenen Frau in Kontakt gestanden. Und lange nachdem ihre eigene Mutter gestorben sei, habe er, von einem Spaziergang zurückkehrend, zu ihr die seltsamen Worte: Mutter läßt dich grüßen! gesprochen

Wenn ich mich an den Rat erinnere, so frage ich mich, wie sich ein so harmonischer Gemütszustand wie der seine herausbilden konnte. Wir versuchen es heute, ihn durch Philosophie, durch Studium von Seneca oder Marc Aurel, durch Vertiefung in die Bhagavadgîtâ, in die Veden, in die Reden des Buddha zu erreichen. Immer vergebens. Bei dem Rat, so möchte ich antworten, wuchs diese fast stabile Harmonie aus der Beschränkung des Beamtentums, aus der Beschränkung auf ein und dasselbe kleine Häuschen und Hauswesen, aus einer regelmäßigen, durchaus nicht bigotten evangelischen Kirchlichkeit, aus der reichen stillen Innerlichkeit eines in sich beruhenden Geistes, dem es nicht schwer fällt, auf alles, was er, ohne es kennengelernt zu haben, dennoch auf wunderbare Weise genugsam kennt, ohne Schmerz zu verzichten. Vereinsamt nimmt er den Schlüssel und schließt, indem er seine eigene Haustür nach außen öffnet, sich die beflügelte Welt der Vögel auf! Wieder Vereinsamt, die der Blumen! Die der Geister zu guter Letzt, an der er nicht zweifelt, da er eben ein Mann der Pflicht und des unabirraren Glaubens ist. Es hat sich ein Geistesgewand um ihn gebildet, das ihm paßt, und, da sein Wachstum vollendet ist, denkt er nicht daran, es zu erweitern.

Kühnelle, wie ich nun bald erfuhr, sah ein mit Ehrfurcht bewundertes Vorbild in ihm, was auch bei allem, was ich von ihm wußte, erst recht bei dem, was ich heute von ihm weiß, mir innigst begreiflich ist.

Nach Tisch begann das Spinett zu tönen. Es stand von Väters Vätern her, mit dem Häuschen selber dem Rat vererbt, in dem gleichen Wohnstübchen, dessen sonstiger Hausrat, besonders der Inhalt eines Glasschränkchens, genauestes Studium wohl gelohnt hätte. Dieses aber enthielt unter anderem einen Schatz alten, figürlichen, meißnischen Porzellans neben einer Unmenge kleiner Sammlerobjekte, Miniaturbildchen, Dosen, Kettchen aus Bernstein und Granaten, Degenquasten aus Glasperlen: alles Dinge, an die irgendeine Familienerinnerung gebunden war. Kleine, von ovalen Goldrähmchen umschlossene Familienporträts, in Pastellfarben sauber gemalt, fanden kaum hinreichend Platz an der Wand. Einem Altertumsmarder wären die Augen aus dem Kopf getreten, das Wasser im Munde zusammengelaufen. Generationen von Verwandten schienen ihr Anrecht an diese liebe Wohnstätte neben den lebenden festzuhalten. Von der braunen Kommode tickte die Pendule. Ihr goldener Pendel, zwischen alabasternen Säulen, vor drei Spiegelwänden, schwang über sich, von ihnen gespiegelt, Phaeton auf dem angemasteten Sonnenwagen hin und her, der Raserei seiner feurigen Rosse ausgeliefert. In einer Schale davor prangten Feldblumen, von Marlenchens schlichtem Geschmack geordnet, die Stiele in nassen Sand gesteckt.

Wenn ich heute über dieses Hauswesen nachdenke, so steigen mir allerlei Zweifel auf, ob man eigentlich recht habe mit der üblichen Geringschätzung des sogenannten Philisteriums.

Hier war es ja wohl, dieses Philisterium. Wie wohl aber wurde einem darin! Ich fühle deutlich, daß wir drei Eindringlinge, wir Kinder einer anderen Zeit, durch diese Umgebung zur gleichen Ehrfurcht bewegt, zum gleichen Glück beseelt waren.

Es war kein geringer Augenblick, wir genossen den Kaffee, Rat Wuttich hatte seine lange Pfeife in Brand gesetzt, wir drei Besucher gehörten seltsamerweise unter die Nichtraucher — es war also kein geringer Augenblick, als Hasper, nachdem er ein Weilchen auf dem Spinett präludiert hatte, Marlenchen fast mit der Miene eines Lehrers heranwinkte und, mit der Bemerkung, sie singe sehr hübsch, erklärte, sie werde ein einfaches Volkslied vortragen. Ich hatte ja längst, ihren häuslichen Wandel mit Andacht verfolgend, Volkslied um Volkslied in meinem Innern erklingen hören. Nun stieg es aus ihrer Seele auf.

Mit Stimmen geht es mir sonderbar: oft sprechen die herrlichsten mich nicht an, während die Stimme eines einfachen Schullehrers etwa mich derart erschüttert, daß ich nur, indem ich die Zähne fest zusammenbeiße, meiner Erschütterung Herr werden kann. So ging es mir, als Marlenchen sang, und ich nahm meine Zuflucht immer wieder zu dem bekannten Mittel, lieber einen Schnupfen zu heucheln und sich zu schneuzen, als sich zu verraten, indem man das Taschentuch an die Augen führt.

Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum — Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann — Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein — Kein schöner Tod ist in der Welt als wer vor'm Feind erschlagen — schließlich sang Marlenchen das Lied: Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus . . .

Das mußten nun auch die drei Burschen, Kühnelle, Hasper und meine Wenigkeit, nach etwa einer Stunde tun, nämlich durchs Tor des Städtchens davonziehen. Und als sie dann zwar nicht über den Rhein, doch wiederum über die Elbe fuhren, da schwärmten sie noch von den köstlichen Stunden, die sie in dem verwunschenen Knusperhäuschen erlebt hatten. Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann . . .

WEIHNACHTSKRIPPEN

Zur Ausstellung im Lichthof des Breslauer Kunstgewerbemuseums von Mitte Dezember 1931 bis Mitte Januar 1932

VON EDMUND GLAESER

„Von drauß', vom Walde, komm' ich her,
Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!“ (Th. Storm)

Die fromme Sitte, das Wunder der heiligen Nacht plastisch in den Gotteshäusern darzustellen, ist etwa an 1600 Jahre alt. Papst Liberius hat wohl die ersten Weihnachtskrippen-Figuren um die Reliquie der ursprünglichen Krippenbretter gestellt. Seit diesem Zeitpunkt können wir den Weg dieser uralten Sitte sowohl durch den Lauf der Jahrtausende bis zur Gegenwart als auch durch die Länder des europäischen Kontinents, Italien, Frankreich, Deutschland und Holland, verfolgen. Die Weihnachtskrippen im Dom zu Rouen und die Weihnachtsfeier des heiligen Franz von Assisi im Walde von Greccio im Jahre 1223 sind Höhepunkte in der Geschichte der Weihnachtskrippe.

1. Maria und Joseph beten
das Christkind an
Mittelstück der Reinerzer
Krippe



Breslau, Kunstgewerbemuseum

Aus den Gotteshäusern zog die plastische Darstellung des Christnachtsgeschehens in die Häuser der Menschen. Von Sizilien wanderte der schöne Brauch durch das ganze kunst- und formenfrohe Italien, stieg hinüber über die Berge, bis es als erstes deutsches Land Tirol antraf. Die besinnliche Art der Bergbewohner, zu formen und zu basteln, brachte gerade dort jene zarten, wunderfeinen Schnitzwerke hervor, die mit der ganzen Innigkeit deutschen Gemütes und dem feinsinnigen Können südlicher Kunstfertigkeit geschaffen sind. Von Tirol wandert der Krippenbrauch nach dem benachbarten Bayern, Steiermark und Kärnten und von diesen Alpenländern strahlenförmig nach den deutschen Randgebirgen: durch den Böhmerwald ins Sächsische Erzgebirge und über Ober- und Niederösterreich und Böhmen in die Sudeten und damit nach Schlesien. Auch die gemütvolle Weihnachtskrippe hat ihre Schicksale erlebt. Während sie im Mittelalter und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts überall in Kirchen und Klöstern und in den Häusern als schöner Weihnachtsbrauch blühte, wurde sie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts im Zeitalter der Aufklärung und der überheblichen Verstandeswertung aus den Kirchen sogar zum Teil verbannt. Unter dem Dach des schlichten Mannes, in den Häusern der Gebirgsbauern, der Bergleute, der Hirten und Förster aber blieb sie erhalten, ganz besonders im Sächsischen Erzgebirge, einem ganz evangelisch gewordenen Lande. Es ist das besondere Verdienst des Sächsischen Bundes für Heimatschutz, die Volkskunst der Weihnachtskrippen so gefördert und gepflegt zu haben, daß sie über die Grenzen des Erzgebirges hinaus heute deutsches Volkstum bewegt. Während in Sachsens Bergland vor Weihnachten eine alles umfassende Weihnachtsvorfreude und Weihnachtsstimmung die Menschen erobert, während an den Fenstern Bergmannslichter glänzen, Christbäume vor den Rathäusern brennen und von den Türmen Weih-



2. Die Voigtsdorfer Krippe

Hergestellt 1910—1925 in Voigtsdorf (Riesengebirge)

nachtslieder an den Adventssonntagen geblasen werden, hat sich dieser schöne deutsche Brauch erst allmählich in den letzten Jahren auch auf andere deutsche Landschaften ausgedehnt und ist auch zum Teil in die Mittel- und Kleinstädte Schlesiens eingezogen. Angeregt durch alte Kindheitserinnerungen und befruchtet von dem Erlebnis des sächsischen Adventszaubers, veranstaltete Dr. Günther Grundmann-Warmbrunn 1926 eine der ersten schlesischen Weihnachtskrippen-Ausstellungen im Hausfleiß-Verein zu Warmbrunn. Sie wurde wiederholt im Winter 1927 im Heimatmuseum zu Neusalz (Oder), das auch im Jahre 1930 eine Krippenstube mit 15 Weihnachtskrippen unter der begeisterten Teilnahme der gemütvollen Bevölkerung zur Schau stellte. Nun will auch das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer zu Breslau, das so recht das große Landesmuseum unserer Heimatprovinz mit dem Spiegelbild schlesischer Kultur ist, von Mitte Dezember bis Mitte Januar in seinem Lichthof eine Krippenausstellung veranstalten. Das ist ein schöner Gedanke und die beifolgenden Abbildungen sollen einige Proben von dem Figurenmateriale zeigen, das in den Sammlungen dieses Museums enthalten ist. In Schlesien selbst sind wenig alte Kirchenkrippen bekannt. Die große Weihnachtskrippe aus der Reinerzer Kirche besitzt das Museum. Sie ist dieses Jahr noch auf Anregung des verstorbenen Direktors Hintze neu staffiert worden und soll den Mittelpunkt der Krippenschau im Lichthof bilden. Ihre reizvoll und anmutig-feierlichen Figuren werden sicher den Zauber ihrer Wirkung ausüben. Ist nicht diese Gruppe der heiligen Familie (Abb. 1) die schönste Illustrierung zu der Strophe aus dem alten Weihnachts-Kinderliede:

„Da liegt es, das Kindlein, auf Heu und auf Stroh,
 Maria und Joseph betrachten es froh . . .“

Außer der berühmten Reinerzer Krippe, die noch eine Schwester in Schlesien hat, in der Kirche zu Landeck, besitzt das Museum eine ganz volkstümliche Hauskrippe aus Schömberg. Zu ihnen wird sich gesellen eine sehr liebevolle Weihnachtskrippe aus den schlesischen Bergen aus unseren Tagen. Dort hat in Voigtsdorf bei Hirschberg um 1900 Pastor Zeller den schönen Gedanken in die Tat umgesetzt, mit seinen Dorfbewohnern zusammen Weihnachtskrippen zu bauen. Er

**Gestalten von einer
Innsbrucker Krippe
im Breslauer Kunstgewerbe-Museum**



3. Engel



4. Mohrenkönig



5. Hirten und Landleute
aus einer neapolitanischen
Krippe

Breslau, Kunstgewerbemuseum

benützte als Krippenhaus das Schlesische Bauernhaus und seinen Stall und kleidete die Figuren in schlesische Trachten (Abb. 2).

Auch in der Grafschaft Glatz ist die alte schöne innige Kunst des Figurenschnitzens nicht ausgestorben, sondern wird heute noch ausgeübt. Meister Kästner aus Sackisch bei Kudowa schnitzte bis vor einigen Jahren Krippen für Kirchengemeinden.

Die Auffassung der heiligen Familie in der Gestaltung klingt unbedingt an die alten Barockfiguren der Kirchenrippen aus der Grafschaft Glatz an, besonders bei der Maria, nur daß die Figuren selbst von jenem barocken Ausdrucksempfinden sich entfernt haben und übergegangen sind in eine naturalistisch-romantische Form (Abb. 6).

Aus Warmbrunn werden Meister dell'Antonios zarte holzgeschnitzte Krippenplastiken kommen, die so ganz an die Heimatkunst des liebenswürdigen und innigen Bildhauers gemahnen, an die Holzschnitzkunst des Grödener Tales in Tirol. Von Margarete Moll-Breslau wird eine Krippe ausgestellt werden, die ganz schlicht und herb in der Art der Ausführung, aber von großer Feinheit in der ehrfürchtigen anbetenden Haltung der Hirten und der wunderbaren Erscheinung der morgenländischen Könige ist. Der Zusammenklang in den Farben dieses schlichten Gegenwartskunstwerkes ist besonders hervorzuheben. Aber das Museum selbst hat noch sehr schöne alte Krippenfiguren in seinem Besitz. Da werden die staunenden Kinder einige Proben der Innsbrucker Ursulinerinnen-Krippen zu sehen bekommen, die die frommen Nonnen mit der ganzen Liebe kindlicher Einfalt geschaffen und angezogen haben am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Der Engel, der Sendbote Gottes, ist dargestellt als ein Läufer, wie er vor dem Wagen der Mächtigen dieser Erde vorseilte und ihre Ankunft ankündigte. Er ist angetan mit der traditionellen Tracht der Läufer, dem großen Federhut, und umhüllt mit reich besticktem Gewande (Abb. 3). Genau so reich gekleidet sind die Heiligen drei Könige, von denen der Mohr mit seinem prunkvollen Kleid, dem kleinen Pfeilköcher und den feinen Schuhen wohl besonders das Entzücken und das Staunen der Kinder hervorgerufen

6. Weihnacht. Krippenfiguren von
Tischlermstr. Kästner, Sackisch



Phot. Bernhard v. Mutius

haben mag, denn das schlichte Volksgemüt der Barockzeit hat sich die himmlische Pracht so vorgestellt, wie die irdische höfische gewesen ist (Abb. 4). Am prächtigsten und vielseitigsten und auch vor allen Dingen am natürlichsten sind aber die Krippen und ihre Figuren im Land Italien gestaltet worden. Mit der ganzen Bewegtheit und der natürlichen Begabung dieses kunstreichen Volkes haben die Italiener und vornehmlich die Einwohner von Neapel, Krippenfiguren geschaffen, die heute noch im Gegensatz zu den steifen, gekünstelten und feierlichen Barockfiguren Tirols, völlig natürlich uns anmuten. Besonders die Hirten und die Landleute sind von jener reizenden Naivität und Natürlichkeit, die auch heute noch unser Auge entzückt. Alle sind von der Erscheinung des nächtlichen Wunders ergriffen und alle blicken auf zu dem Engel und dem großen überirdischen Lichte. Den Zauber dieser Weihnachtskrippen kann unser Schlesisches Museum nur andeuten in drei kleinen Krippenproben (Abb. 5). Wer in Deutschland eine Sammlung dieser Krippen in unvergleichlicher Schönheit sehen will, der muß nach München reisen und das National-Museum besuchen.

Wie wird nun unsere Breslauer Weihnachtskrippen-Ausstellung im Lichthof aussehen? Darüber möchte ich in diesen Zeilen nicht zuviel verraten, denn da sie geschrieben werden, wird die gemütvolle Schau erst vorbereitet. Aber unser Museum birgt so wundervolle Schätze großer Weihnachtsplastiken, daß es ein Genuß sein wird, diese Ausstellung zu besuchen. Ich weiß, daß am Eingang die schöne über lebensgroße Figur St. Josephs mit dem Christuskinde aus Frankenstein grüßen wird, ich weiß, daß Barockengel von der Decke des hohen Raumes schweben werden und hoffentlich wird, trotz Ungunst der Zeit, die verständnisvolle und tatkräftige Verwaltung, unter Mithilfe und Förderung von Behörden und Privaten, den schönen, feierlichen Raum mit Lichterglanz und Tannengrün erfüllen können. Und wenn dann die Jugend der großen Stadt den Weihnachtsraum besuchen wird und wohl hoffentlich auch, von gemütvollen Lehrern gefördert, Weihnachtslieder erklingen werden, dann hat das schlesische Museum in unserer kargen und noterfüllten Zeit für das Gemüt seiner alten und jungen Besucher etwas getan, wofür ihm die schlesische Heimat dankbar sein muß!

GEORG HEYM

VON WERNER MILCH

Dieser Beitrag war bereits im Satz, als ein Buch erschien, das unsere Kenntnis von Heyms Leben und Werk bedeutsam erweitert: Helmut Greulich: Georg Heym (1887–1912); Leben und Werk. Ein Beitrag zur Frühgeschichte des deutschen Expressionismus (Germanische Studien, Heft 108, Berlin 1931). Greulich hat weit über das bisher Bekannte hinaus Beiträge zu Heyms Lebensgeschichte beigebracht, er hat die Freunde des jung Verstorbenen befragt, das unveröffentlichte Tagebuch eingesehen und so jede einzelne Phase im Leben Heyms durch authentische Belege gestützt dargestellt. Bei der Behandlung des Werkes verfährt er in den Bahnen guter alter literarhistorischer Tradition; so läuft er nicht Gefahr, durch waghalsige Spekulationen das echte Bild des Dichters zu trüben. Andererseits aber ist der Leser genötigt, manches Unbedeutende, was philologische Akribie den Verfasser notieren hieß, zu überschlagen. So interessant es ist, jetzt die frühesten, von Heym selbst verworfenen und nicht veröffentlichten, ersten Schöpfungen zu kennen, so sicher ist es, daß diese Schülerarbeiten unbedeutsam und vergänglich sind. Wichtiger noch als Greulichs geschickte Zusammenstellung der Vorbilder und Zeitgenossen, die für Heyms Dichten entscheidend waren, ist der durchgehende Hinweis darauf, daß der Dichter „zwischen den Zeiten“ stand. Hier berührt sich Greulichs Auffassung vielfach mit dem unten Dargelegten. Sie stützt diese Auffassung durch vorzügliche Interpretation der im Kreise der frühexpressionistischen Clubs, des „Gnu“ und der „Neopathetiker“, neu auftauchenden Tendenzen. Die Untersuchungen über Versbau und Rhythmik bauen behutsam die von Ferdinand Joseph Schneider gegebenen Anregungen zu einer umfassenden Erklärung Heyms aus so daß die Arbeit das Bild Heyms vielseitig beleuchtet.

Georg Heym ist nur fünfundzwanzig Jahre alt geworden. Am 16. Januar 1912 ertrank der junge Dichter zusammen mit seinem Freunde Ernst Balcke beim Eislaufen auf der Havel in der Nähe von Schwanenwerder bei Berlin. Der literarische Nachlaß, der uns die Pflicht auferlegt, das Andenken des Frühverstorbenen zu bewahren, ist nicht groß: Heym hat einzig den Gedichtband „Der ewige Tag“ selbstveröffentlicht; die Drucklegung des Novellenbuches „Der Dieb“ hat er noch überwacht, ohne die Fertigstellung des Werkes zu erleben, und das Manuskript einer zweiten Sammlung der Lyrik „Umbra vitae“ fand sich druckfertig im Schreibtisch des Dichters. Zu diesen Werken treten einige Gedichte, die die Freunde des Dichters im Nachlaß auffanden und unter dem Titel „Der Himmel Trauerspiel“ mit den drei vorgenannten Zyklen zusammen im Jahre 1922 veröffentlichten. Dieser Band, der somit das Gesamtwerk Georg Heyms umfaßt, heißt „Dichtungen“ und ist erschienen im Verlage Kurt Wolff.

Die Literaturgeschichte hat bisher mit Heym nicht allzuviel anzufangen gewußt. Schon die primitiven biographischen Vorarbeiten bereiten Schwierigkeiten: vom Leben Heyms wußte man bisher so wenig, daß jeder Versuch die Eigenart des Werks in Beziehung zur Persönlichkeit des Schöpfers zu setzen, zum Scheitern kommen mußte. Geboren ist Heym in Hirschberg als Sohn eines Staatsanwalts. Der Name der Mutter klingt slawisch, doch ist es Nachforschungen an Ort und Stelle nicht gelungen festzustellen, ob es sich um eine ostdeutsche Familie oder um Menschen anderer Herkunft handelt, die ein Beamenschicksal nach Schlesien geführt hat. *) Als Dreizehn-

*) Vgl. den Aufsatz von Gerda Eichbaum im „Wanderer im Riesengebirge“ 1930. S. 55.

jähriger kam Heym nach Berlin, er besuchte dort das Gymnasium und wurde dann in der rechtswissenschaftlichen Fakultät immatrikuliert. Sein Plan soll es gewesen sein, nach Beendigung des Studiums und der juristischen Vorbereitungszeit Offizier zu werden. Der frühe Tod hat die so hoffnungsvoll begonnene Entwicklung jäh zerstört.

Wir versuchen, Georg Heyms literarischen Nachlaß zu mustern und stellen sogleich fest, daß sich zwei gänzlich verschieden geartete Fragen an das Werk richten lassen: Man kann zunächst die Frage des Kritikers stellen und untersuchen, ob und warum uns Georg Heyms Lyrik ganz ursprünglich ergreift. Unabhängig davon aber kann man die Frage des Literaturhistorikers nach der Stelle, die Heyms Werk in der Geschichte der deutschen und speziell der schlesischen Dichtung innehat, aufwerfen. Nicht ohne Grund ist bei dieser Stellung der Aufgabe die Frage nach der schlesischen Eigenart Heyms zunächst zurückzustellen. Es scheint, als ob des Dichters kraftvolle Lyrik sich in keiner Weise durch eine der Kategorien, die zur Erfassung schlesischer Sonderart geeignet erscheinen, begreifen ließe. So muß zunächst der Versuch gemacht werden, die Situation der deutschen Lyrik um 1910 daraufhin zu prüfen, was Heym in seinem Werk an neuen Impulsen beigebracht hat. Und hierbei wird man gut tun, dem Sinn eines Schlagwortes auf den Grund zu gehen, das immer auftritt, wo von Heym die Rede ist: Vorläufer des Expressionismus. Sicher ist, daß der junge Heym in den literarischen Zirkeln aufwuchs, in denen der neue Stil der Dichtung vorbereitet wurde: im Kreise der „Neopathetiker“ und der „Gnu-Leute“, wie sie sich nannten, ging es darum, für neue Stoffe der Literatur neue adäquate Gefühlsausagen zu finden. Man war es müde geworden, die Stadt anzuklagen. Der Kampf gegen die Großstadt, wie er am eindrucksvollsten durch wenige Zeilen in Rainer Maria Rilkes „Stundenbuch“ zum Ausdruck gebracht worden war, reizte die Oppositionslust der Berliner Literaten; sie waren aber zu sehr an der Formenstrenge der neuen deutschen Lyrik, vor allem an der priesterlichen Größe Stefan Georges geschult, als daß sie die dichterisch unbedeutsamen, pathetisch-formlosen und unschönen Hymnen auf die Großstadt, wie sie zwanzig Jahre vorher die Hart und Henckell angestimmt hatten, hätten wiederholen können. So kam es zu jener merkwürdigen Zwischenform in der lyrischen Gestaltung, aus der sich vielleicht eine große Kunst hätte entwickeln können, wenn nicht der Krieg die Besten aus der Generation derer, die Rilkes Kunstform weiterbilden wollten, zerstört hätte: Trakl, Stadler, Engelke, Sorge, Lichtenstein, Lotz, Sack, alle mehr oder weniger den Gedankengängen verpflichtet, die auch Heym vertritt, sind gefallen. Das, was Georg Heym erstrebte, was im Kreise der Gnu-Leute in zahllosen mehr oder weniger wertvollen Dichtungen und theoretischen Untersuchungen erarbeitet wurde, ist nur von einem zur Reife gebracht worden: Franz Werfel, und Werfels lyrische Stimme ging bald unter in den Wirren eines übertriebenen und übertreibenden Nachkriegsexpressionismus.

Wenn wir Georg Heym als den größten Vertreter einer Gruppe, die von Eindruckskunst zu Ausdruckskunst führt, begreifen wollen, so müssen wir uns der Situation versichern, in der sich der Dichter befand. Die große Lyrik der Zeit wurde 1910 repräsentiert durch Rilkes gewichtige Gedichtfolgen der mittleren Zeit „Stundenbuch“, „Buch der Bilder“ und „Neue Gedichte“. Hier war die äußerste Verfeinerung der lyrischen Kunst erreicht. Es schien unmöglich, die Feinheit und Ziselierung der Rilkeschen Verse zu überbieten. Die Lyrik war auf einem Höhepunkt

angekommen, von dem aus jeder weitere Schritt ein Schritt abwärts zu sein schien. Wohin der Weg des lyrischen Dichters weiterführen konnte, das hat Rilke nach mehr als zehnjährigem Schweigen kurz vor seinem Tode selbst gezeigt: Zur ganz strengen Form des Sonetts und zu der jede lyrische Kleinarbeit zerstörenden Monumentalität der Hymne. Die „Sonette an Orpheus“ und die „Duineser Elegien“ sind der Ausdruck dieser Erkenntnis des großen Lyrikers. Und wenn man nun Georg Heyms zehn bis fünfzehn Jahre vor Rilkes Spätwerk entstandene Gedichte durchliest, so findet man die gleichen beiden Formen: das streng gebaute Sonett und die ekstatische Hymne. Schon dieses Vorahnen des künftigen Weges, den die Lyrik gehen würde, berechtigt dazu, in Heym einen Pionier zu neuen Zielen zu sehen. Betrachten wir neben seinem lyrischen Werk die Lyrik Franz Werfels, so kommen wir zu ganz ähnlichen Ergebnissen: Auch hier wird das Gedicht weitergebildet einmal im Sinne der strengen Sonettform, sodann als ekstatische Hymne, zum dritten aber auch als ganz einfaches schlichtes Lied. Diese Wendung zur Schlichtheit fehlt in den Gedichten Georg Heyms, der legendäre Ton aber, den der Lyriker Werfel als erster gefunden hat, klingt bei dem Jungverstorbenen desto klarer im Prosastil an. Noch viel deutlicher als aus den Versen wird aus den sieben Prosanovellen und Skizzen, die der Nachlaß birgt, die dichterische Mittlerstellung Georg Heyms. Da finden sich Stücke rein psychologisierender Kleinarbeit, wie die Novelle „Ein Nachmittag“ mit dem Untertitel „Beitrag zur Geschichte eines kleinen Jungen“, in der mit ein paar Strichen Glück und Not eines frühen ersten Liebeserlebnisses etwa in der Manier Stefan Zweigs beschrieben ist. Und dicht daneben stehen Visionen aus der Welt Irrer und Kranker, die weit wegführen von jeder Wirklichkeits-schilderung. Vermutlich von dem tatsächlichen Vorfall angeregt, beschreibt eine Novelle den Diebstahl der Mona Lisa aus dem Louvre. Hier hat Heym jeden Versuch aufgegeben zu erklären, er beschreibt nurmehr die grausam unsinnige Handlungsweise eines Wahnsinnigen. Legende statt Wirklichkeit: Gleichzeitig etwa mit Carl Hauptmann vollzog Georg Heym diese Wendung. Die Zeit drängte zu neuen dichterischen Zielen. Rudolf Kayser, ein Freund Heyms aus dem Kreise der „Gnu-Leute“, deutet an, wohin die ganze Schar strebte; er weiß aber auch gleichzeitig, was Georg Heym von allen Mitkämpfern trennte: „In einem — dem wesentlichen — unterschied er sich von ihnen: er war kein Analytiker wie sie, sondern er ballte Visionen vor überirdischer Realität: Visionen von Krankheit, Pest, Sterben, von schweren Nächten, von Krieg, Not, Rebellion.“¹⁾)

Wir haben uns daran gewöhnt, „das Neue“, zu dem Heyms Kunst mit hinführt, Expressionismus zu nennen, das heißt, eine Kunstform, der die Natur und die Wirklichkeit nichts gilt, die vorstoßen will zum „Wesen“. Und vom Wesen läßt sich nur sprechen, wenn man an Stelle jeglicher Beschreibung oder Darstellung den Aufschrei, die ganz von allen Konventionen befreite Expression setzt. Und das „Wesen“ offenbart sich klarer als sonst dort, wo die Schranken der Sitte und des Brauches abfallen. Darum schildert Georg Heym immer wieder die Irren und die Kranken, furchtbare Situationen: Die Pest auf dem einsamen Schiff, den Agitationsredner in der französischen Revolution, der eine Bewegung entfacht, die stärker ist als er, den Wahnsinnigen im Warenhaus, den Blinden, den seine Not aus den Hemmungen des gesunden Menschen

¹⁾ Rudolf Kayser in: Dichterköpfe. Wien 1930.)

heraushebt. Darum braucht Heym die sprachlichen Eigenarten, die acht Jahre nach seinem Tod der Expressionismus ins Bizarre steigert: Die Verkürzungen, die sonderbaren Verschränkungen der Sätze, die Verbindung von Farb- und Gefühlswerten (Taumelgrau, Wütendgelb), die sonderbaren musikalischen Werte (Birnenklirren). Das also meint das Wort von Georg Heym als dem Vorläufer der Expressionisten.

Vielleicht kann man entgegen der allgemeinen Meinung noch einen Schritt weitergehen und vom Schlesiertum der Gedichte Heyms sprechen, wenn man sich mit dem Hallischen Literaturgelehrten Ferdinand Josef Schneider zu einer Auffassung entschließt, die die Dichtung des Barock eng an die des Expressionismus heranrückt. Diesen beiden Epochen der Literatur, so hat Schneider festgestellt, sei charakteristisch die Unmittelbarkeit der dichterischen Vision, die Stärke des Erlebnisses, die jede Form zerbräche und darüber hinaus das Hin- und Hergerissen-sein zwischen Lebensgier und Todesnähe. Nun ist es zwar trotz vielfacher Ähnlichkeiten immer noch sehr die Frage, ob das Künstlertum der schlesischen Barockpoeten nicht aus ganz anderen Quellen her strömte als die Dichtweise der Ausdruckskunst im 20. Jahrhundert. Immerhin aber ist hier wenigstens die Möglichkeit einer Beziehung gegeben, und so erscheint Georg Heym als der Erbe der Lyrik des Andreas Gryphius. Vielleicht hat Schneider, als er diesen Zusammenhang Gryphius—Heym konstruierte, selbst kaum gewußt, wie sehr sich seine Formulierung mit den späteren Thesen Josef Nadlers berühren würde: Die Reihe Gryphius—Heym setzt nämlich jene Zweiteilung in der dichterischen Überlieferung Schlesiens voraus, um die die Literaturgeschichte gerade in diesen Jahren ringt. Stets laufen die beiden Ströme nebeneinander her, die einstmals durch das Gegeneinander von Opitz und Böhme, zuletzt durch die Verschiedenheit der Brüder Gerhart und Carl Hauptmann charakterisiert werden. Stets stehen neben den Bildnern die Musiker, neben den Gestaltern die Sinnierer. Und wenn wir Heym nur darum nicht recht in die Reihe der Schlesier einordnen konnten, weil seine bildnerische Kraft wenig zur schwärmerisch sinnierenden Eigenart der heutigen Lyriker der engeren Heimat zu passen schien, so kann uns der Hinweis auf Gryphius ganz vorsichtig die Richtung weisen, in der künftige Untersuchungen vorzugehen hätten: Ob nämlich tatsächlich eine kontinuierliche lyrische schlesische Sonderentwicklung zu beobachten ist. Erst wenn der zweite Band von Hans Heckels großem Werk die Fülle des Materials in allen Reichtum vor uns ausgebreitet haben wird, dürfte es möglich sein, die schlesischen Lyriker bildnerisch starker Eigenart von Gryphius bis auf Heym zu verfolgen und damit Heym als einen Schlesier wirklich zu erweisen.

Aber alle diese literarhistorische Erwägung versinkt letztlich vor dem Staunen und der Erschütterung, mit der man heute die Gedichte des zwanzigjährigen Studenten liest. Gewiß, man kann Lessings Wort über Cronegk auf ihn anwenden und vermeinen, Heyms Bedeutung läge mehr in dem Versprechen, das seine frühen Dichtungen für die spätere Arbeit bedeuteten, als in der Leistung selbst. Aber trotz aller Unfertigkeiten und Härten, die ein übelwollender Kritiker in Heyms Dichtungen anmerken könnte, bleibt es doch erstaunlich, wie 1910 ein junger Student der Rechte aus Berlin den Krieg, den er selbst nicht mehr erleben sollte, vorausgeahnt und gestaltet hat. So sehr man sich vor großen Worten hüten muß, man kann nur von einer visionären

Schau des Dichters sprechen, wenn man Verse liest, wie die folgenden aus dem Gedicht „Der Krieg“:

Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
Aufgestanden unten aus Gewölben tief.
In der Dämmerung steht er, groß und unbekannt,
Und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand.

Und mit tausend hohen Zipfelmützen weit
Sind die finstren Eben flackernd überstreut,
Und was unten auf den Straßen wimmelnd flieht,
Stößt er in die Feuerwälder, wo die Flamme brausend zieht.

Und die Flammen fressen brennend Wald um Wald,
Gelbe Fledermäuse, zackig in das Laub gekrallt,
Seine Stange haut er wie ein Köhlerknecht
In die Bäume, daß das Wasser brause recht . . .



Hans Semm:
Am Springbrunnen
auf der Liebichshöhe

Aus der Schlesischen Abteilung der
Internationalen Foto-Ausstellung

Als ich noch der Bergschulmeister war

Von Lehrer Leo Mücke

1. Der Ort

Auf einem Bergrücken der Grafschaft stehe ich und sehe in ein Tälchen hinunter, das hier oben wie in einem stillen Berghafen endet. 120 Einwohner hat das Dörfchen am Hange drüben. Ich muß das wissen, denn ich bin dort der Schulmeister. 17 Kinder schicken sie zu mir in die Schule. Das Dorf liegt an einem Nordabhange, an einer Winterseite. Ich stehe hier auf der Sommerseite, hier ist der Schnee fast weg, aber drüben liegt er noch fest. Dort werden sie im Mai die letzten vereisten Reste mit der Rodehacke zerschlagen. Um das Dörfchen legt oben am Hange der Wald seine schützenden Arme. Und ganz oben auf der Höhe ist die tschechische Grenze. 48 Quellen kommen vom Abhange herab und vereinigen sich auf der Talsohle zum Bächlein. Auch dort liegt nur noch wenig Schnee. Aber weiß ist die Talsohle doch — von Schneeglöckchen. Es sind Millionen. Hier blüht wirklich das ganze Tal. Jetzt sind's die Schneeglöckchen, dann kommen die Primeln, dann die Glatzer Rosen, dann kommt die ganze Buntheit der Gebirgswiese im Sommer mit Feuerlilien, Türkenbundlilien, Teufelskrallen, mit goldner Arnika und einem blauen Festgeläut mannigfacher Glockenblumen. Den Beschluß macht die geheimnisvoll kühle Herbstzeitlose. Dann fällt der Vorhang aus Nebel und Schnee nach dem frohen Spiel.

Da windet sich der Weg das Tälchen hinan. Es kann nur ein schmaler Gebirgswagen auf ihm fahren. Ausweichen muß man auf der Wiese daneben. Ein Kraftfahrzeug kann hier nicht fahren. Das ist gut so, sonst lohnte es sich nicht, etwas zu erzählen. Die Leute haben keine Pferde. Die ziehen zu hastig. Die gemächlichen Ochsen dermachen die steilen, steinigen und zerrissenen Wege besser. Weil's keine Pferde gibt, gibt's auch keine Sperlinge. Über den Hang verstreut, ducken sich die Holzhäuser mit den Schindeldächern. Drähte siehst du nicht, weder Licht-, noch Sprech-, noch Stacheldraht um Viehkoppeln. Selten kommt hier ein Wanderer im Sommer vorbei, ganz selten. Es gibt nur eine Tafel, die nach dem Dörflein weist. Der alte Urban und ich wollten sie schon einmal in die Büsche werfen. Wir ließen es aber schließlich. Sie zeigt ja auf eine sumpfige Wiese. Da kehrt der Stöckelschuh sowieso um. Sommerfrischler gibt's hier nicht. Sonst verlohnte es sich ebenfalls nicht, zu schreiben. Mein Dörflein ist arm, hat steinige Äcker, lange Winter, schwerste Arbeit, aber es hat auch einen Schatz, den nichts in der Welt aufwiegen kann. Es ist nämlich für den, der sehen kann, ein eigener Glanz wie aus einer anderen, besseren Welt hier haften geblieben.

2. Der Vorsteher

Da ist zum Beispiel gleich mein lieber Bittner Heinrich, der Gemeindevorsteher. Ihn hat das Tal zum Tausendkünstler gemacht. Er ist von Beruf natürlich Landwirt wie die andern alle. Das wäre hier oben schon Können und Tun genug. Aber er macht auch kunstgerechte Möbel, wie man sie hier in den Stuben braucht. Ja, auch sein Werkzeug, die Hobel, die Sägengestelle, auch die Hobelbank hat er selbst hergestellt. Er rahmt Bilder, er deckt das Haus, er flicht Körbe, er bringt lebensmüde Uhren wieder in Gang, er lötet, er arbeitet an der Drehbank,

er macht Schäffer und Butterfässer, er macht Schuhe und besohlt sie, er schlachtet Schweine, er ist auch Jäger und überlistet den Fuchs, und er vertritt wacker mit Wort und Feder seine Gemeinde bei der Behörde. Wohnte er nicht hier oben, sondern auf einem behäbigen Bauernhofe, dann wäre er nur Bauer, ein ganz tüchtiger vielleicht, aber eben nur einer von vielen, hier oben aber ist er unentbehrlich. Hier hilft einer dem andern, hier braucht einer den andern, und er hilft allen, und ihn brauchen alle. Oft habe ich sein Lebenswerk mit stillem Neid angesehen. Solange er wirkt und schafft, wird dem Tale sein Leuchten bleiben. An ihn denke ich, wenn ich die Redewendung höre: er ist ein ganzer Mann.

3. Die Hebamme

Beim Schneider Tautz sollte das erste Täützlein ankommen. Wir hatten ausgemacht, daß wir uns für solche hochwichtigen Akte imzechig die Hebamme holten. Die Zuständige war bis dato eine wohlbeliebte Dame. Bis zu ihr hin waren es dreiviertel Stunden, wenn die Angst den eilenden Fuß beflügelte. Der Rückweg aber war weiter. Denn sie bedurfte öfterer Ruhepausen am grünenden Grabenranft, um die Menge ihres sanften Fleisches den steilen und schlechten Weg voranzubringen. Damals aber war diese Frau gerade in eine ebenere Gegend entwichen, und der Posten war lange unbesetzt. Die nächste Hebamme wohnte so weit, daß man vor drei Stunden unmöglich zurück sein konnte. Sie war über die Blüte der Jugend bereits hinaus, denn sie hatte die Sechzig schon hinter sich gelassen. Diese also galt es zu holen.

Ich lag in allerhöchster Alarmbereitschaft. Die Laterne war mit einem neuen Licht, das Fahrrad mit Luft versehen. Hut und Mantel hingen in Reichweite. — Es klopft ans Fenster: „Herr Lehrer, sein se asu gutt, 's gieht lus!“ — Aha, Alarm! Ich gedachte meiner Ehre als tugendsamer Gardekorporal und saß in den Hosen wie das Donnerwetter. Ruckzuck! Draußen regnete es in eine finstere Mainacht.

Es ging auf einem Waldpfade sofort steil bergan. Also Fahrrad in die Hand! Nach drei Minuten setzt das Herz aus. Nun bin ich auf der ersten Höhe. Der Feldweg ist zwar erbärmlich, doch ich will's mit dem Fahren versuchen. Freilich ist das nur auf einem schmalen Rändel möglich. Aber o weh! Da hat gerade am Tage vorher der Bauer die Wasserabschläge ausgeräumt und den hierbei gewonnenen Schmutz mitten auf das Rändel getürmt. Außerdem geht es so steil bergab, daß man für die Rücktrittbremse trotz bewährter Marke nicht garantieren kann. Also wiederum: Fahrrad in die Hand! — Nun dasselbe noch einmal von vorn: Hinauf — hinab. Endlich erscheint aus dem Düstern die Raubritterburg auf dem Bergkegel und davor die Kunststraße.

Ich schalte den dritten Gang ein. Wenn ein Fuhrwerk einen Ziegel verloren hätte — wenn ein Wagen ohne Licht mir entgegen käme! — Ja, dann würde die gute Frau Tautz lange warten können. Aber ganz gleich: Dritter Gang. Eile tut jedenfalls not. Mein erster Junge wäre mir bei seinem ersten Auftreten erstickt, wenn nicht schleunigst die Hilfe angerückt wäre.

An der bewußten Stelle kam der bewußte Höllenhund in bewußter Weise auf mich los gestürzt. Ich aber gab meinem Roß den Sporn — sagen wir mal: Vierten Gang — und entrann ihm. Heil!

Maria mit Kind
Spätgotische Holzplastik



Bei den Ursulinerinnen in Breslau

Die gute Frau Melan war daheim. Nachdem sie schnell noch beim Anziehen einen Schluck Kaffee zu sich genommen hatte, begann der Rückmarsch. Als wir die letzte Höhe erklommen hatten, zogen die Nebel über den Weg. Ich rief ins Tal hinab, damit sie mich hörten, wenn sie die Angst etwa vor das Haus getrieben hatte. — Gottlob, wir kamen zurecht, und in kurzer Zeit hatte das Dörflein einen Bewohner männlichen Geschlechts mehr.

Selbstverständlich machte der Schneider dieselbe Fahrt, als bei uns Not an der Frau war. Da unsere Rücken die Angelegenheiten in der unbestrittenen Rekordzeit von zehn Minuten erledigen, kamen die Helfer zu spät. Aber die Nentwig-Mutter hatte schon gesagt: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! und hatte getan, was zu tun nötig war.

Die nächste Hebamme war eigentlich die im Tschechenlande. Sie war auch die billigste, da die Krone schlecht stand. Als der zuständige Posten lange unbesetzt war, wurde es gestattet, daß man die aus dem Auslande holte. Sie war übrigens eine Deutsche. Da ich eine Ehre darin sah, den Kindlein, die ich später einmal zu unterrichten haben würde, den ersten Dienst in ihrem Erdendasein zu erweisen, indem ich die weise Frau holte, wurde ich bald

Fachmann auf diesem Gebiete. Eines Nachts also erhielt ich den Auftrag, die „biehmsche“ zu holen.

Das hatte seine Bedenken. Mit meinem Ausweise durfte ich zwar am Tage die Grenze überschreiten. Ich hatte aber gehört, daß die Grenzwächter beiderlei Geschlechts, die biehmschen und die Preußen, in der Nacht dies nicht gestatteten. Jedoch — ich sollte eben die biehmsche holen. Sela!

Also entfesselte ich meinen Höllenhund Astor, setzte die Ballonmütze möglichst verwegen aufs Ohr, ergriff den Knotenstock und marschierte ab. Diesmal nach der andern Seite. Natürlich ging's wieder steil bergan, einen Pfad entlang, den bei Nacht nur Eingeborene finden. Am Himmel hing eine kümmerliche Scherbe von Mond. Ein Irrwisch von Wind rumorte in den Büschen. Dort der Strauch! Dahinter pflegen die Grenzer zu lauern. — Nichts da — gut! Also nun hinein ins Königreich Böhmen.

Fatalerweise führte der Weg mitten über den Markt des Stadtlas. In einer der Zufahrtsgassen drehe ich zunächst mal bei. Ich beäuge den nächtlichen Markt. — Richtig, so muß es kommen! Da steht schon der Flintenmann. Nu, dann helpt det nich. Ich gebe meiner Schweintreibermitze den letzten verwegenen Schmiß und fahre wie weiland der selige Wotan mit kühnem Mantelschwung aus meinem Gäßchen heraus gerade auf den Träger der Staatsgewalt zu. Er erschrickt sichtlich über den schwärzlichen späten Gast, ich aber stoppe kurz vor ihm meinen Astor, ziehe mit vollendeter Grandezza die bewußte Schweintreibermitze und sage wie ein Gentleman: Entschuldigen Sie bitte, ich bin der Lehrer aus Kühleborn und hole die Hebamme. Punkt. Er hat sich immer noch nicht zu völliger innerer Sammlung wieder durchgerungen, gibt mir aber zu verstehen, daß er gegen mein Vorhaben nichts einzuwenden hat. — Es war der Nachtwächter.

Auf dem Heimwege kamen wir ins Dustere. Die hebämmliche Taschenlampe suchte zwar die Finsternis von dannen zu bannen, aber mit mäßigem Erfolge. Tatsache ist jedenfalls, daß wir uns plötzlich auf einer abschüssigen, vereisten Wiese befanden. Wir konnten nicht vor noch zurück. Da erinnerten wir uns in äußerster Not unserer Abstammung und krochen auf allen Vieren weiter, wobei ich das Haupt- und Kernstück, nämlich die Tasche der weisen Frau mit ihrem Handwerkszeug, sorgsam bewahrte. Es fehlte nur der Kurbelmann, der mit verbindlichem Lächeln sich nahte: Meine Herrschaften, Sie wurden soeben gefilmt.

Endlich hatten wir wieder eine Zuständige. — Der aale Tautz und sein Sohn, der Schneider, und ich trabten eines Abends gerade beim Gemeindevorsteher an, um ein kleines Mauschelspiel zu riskieren, da wird mir von der Frau Vorsteherin eröffnet, daß aus besagter Absicht heute nichts werden könne, alldieweil ich ihr unverzüglich — na, wir wissen schon. Es entwickelt sich alles planmäßig: Mantel, Hut, Stock, Astor, Laterne, Tempo! Als ich bei „ihr“ ankomme, ist sie fürchterlich erkältet und hat die Sorte Schnupfen, die gelahrt bezeichnenderweise *Destillatio narium* heißt. Sie glüht wie eine Mohnblume. Aber Dienst ist Dienst, Destillation ist Destillation, sie kommt mit. Ein Heil dem tapferen Weibe! Was aber hätte ich gemacht, wenn sie nicht hätte mitkommen können? Wann wären wir wohl wieder daheim angelangt, wenn ich von dort aus die „Nächste“ hätte holen müssen, die ja möglicherweise bereits zu einer anderen Frau geholt war?

Ja, ja, Komplikationen, Komplikationen! Kompliziert ist dort hinten in Wald und Bergen so manches.

4. Der ale Tautz

Bauernkinder heiraten selten in die Ferne. Deshalb gibt es Dörfer, in denen fast die Hälfte der Leute Langer oder Hartwig oder Rieger heißt. Die Grafschafter heißen Tautz oder Urban oder Welzel. In unserem kleinen Kühleborn gibt es einen Tautz dervorne, einen Tautz uwm Borje, einen ubichm Vorsteher und den ala Tautz und seinen Sohn, den Schneider-Tautz. Außerdem heißen drei Besitzer Urban und einer Welzel. Der Liebste von allen ist mir der ale Tautz. In jungen Jahren haben er und seine Frau den Pflug selber über den steinigen Acker gezogen, weil sie kein Zugvieh hatten. Mit eisernem Fleiße und fast unmöglicher Sparsamkeit und Bedürfnislosigkeit haben sie sich emporgearbeitet. Die Kinder sind etwas Rechtes geworden in der Welt draußen. Daheimbleiben kann auf der kleinen Besetzung natürlich nur einer, hier der Jüngste, der Schneider. Jetzt ist der ale Tautz auf dem Auszuge. Aber das Schaffen kann er nicht lassen. Trotz seines Bruchleidens trug er den Dünger in einer Holzbutte auf dem Rücken auf das steile Feld hinauf, mähte alles selber und fuhr das Getreide auf einem Schlitten den Berg hinunter in die Scheune. Da brachten sie ihn eines Tages vor der Schule vorbeigefahren. Er sah bleich aus wie der Tod. Sein Bruch hatte sich eingeklemmt. Wir liefen dem Wagen nach, um dem guten Manne, den wir wie einen Vater liebten, noch einmal die Hand zu drücken. Denn daß er die fürchterliche Fahrt auf dem Brettwagen über die Steine bis zum Arzte überstehen würde, glaubten wir nicht. Aber er überstand sie und auch die Operation, die fast ohne Betäubung vor sich gehen mußte. Und jetzt arbeitet er weiter wie bisher.

Ich habe bei ihm das Mähen gelernt. Er meinte in seiner bedächtigen Weise: „Ich habe schon manchen Lehrer kommen und gehen sehen, aber noch keiner hat von mir das Mähen lernen wollen“. Und dann ging er mit mir ganz behutsam zu Werke, daß ich mir ja keinen Schaden täte, machte Pausen, gab mir gute Ratschläge und tröstete mich, als mir das harte Gras anfangs unter der Sense wegrutschte, und wenn ich die Sense in die vielen Steine knallte, dengelte er unverdrossen die Scharten wieder aus. Es sind unvergeßliche Stunden. Wir stiegen in aller Herrgottsfrühe hinauf auf die Bergwiese und mähten in gleichem Schritt und Schwung, während drunten aus den Schornsteinen des Dörfleins die Wölkchen stiegen, weiter hinunter im Tale die Nebel brauten und in der Ferne der Kamm des Riesengebirges aus dem Nebelmeer auftrug, vom rosenfarbenen Morgenlichte umstrahlt.

Ist die Feldarbeit getan, dann bastelt auch er. Er ist ein gesuchter Maurer, aus den Borsten des wichtigen Borstentieres macht er Pinsel und Bürsten, er zimmert Ritschen und Kinderspielzeug und streicht Haus und Schrank. Wie schön versteht er es, mit seinen Enkeln und mit unsern Kindern zu spielen. Und wie prächtig kann er erzählen. Auch ihn hat das Leuchten des kargen Tälchens gesegnet. Wir haben den Pflug nicht zu ziehen brauchen. Aber wir werden trotzdem nicht oder besser deswegen nicht in unserem Alter ein solch gerütteltes Maß von Arbeit noch in Freuden leisten können, wir werden nach so vielen Steinen auf dem Lebenswege nicht so abgeklärt und zufrieden sein können wie er, der liebe, ale Tautz.

DER BILDHAUER OSWALD HERZOG

VON PROF. DELL'ANTONIO, WARMBRUNN

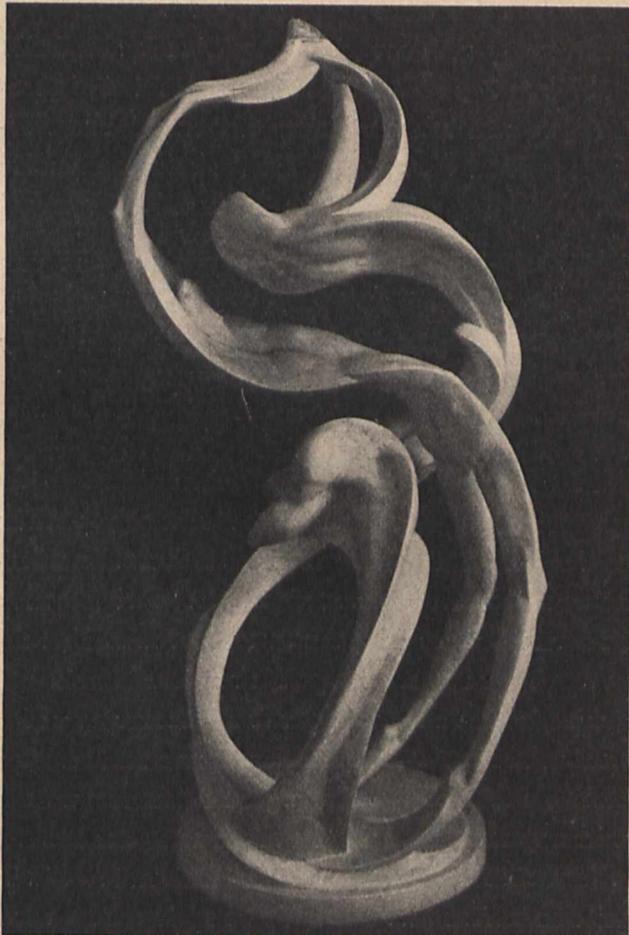
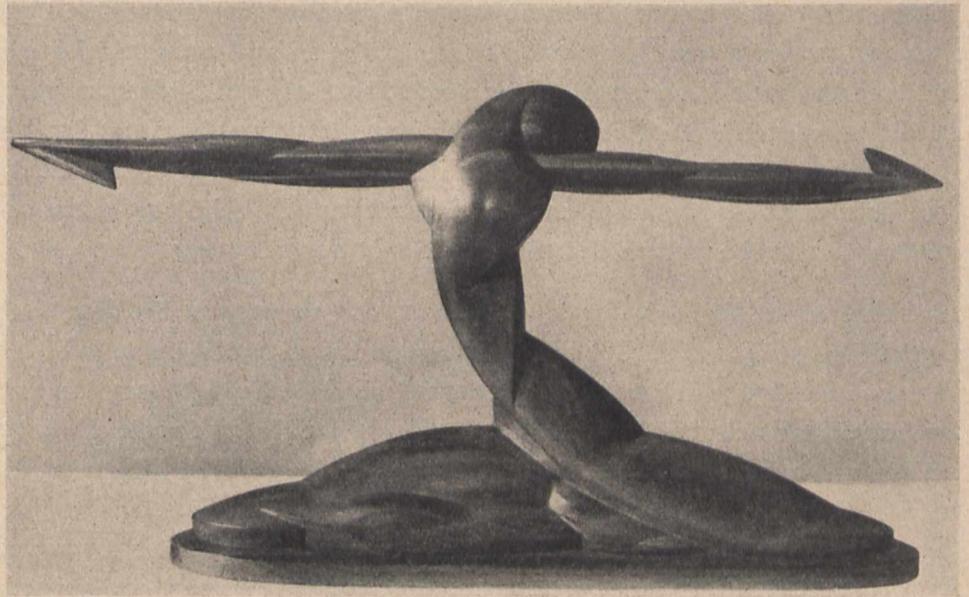
Von den Kunstausstellungen, die in diesem Jahre in Berlin stattgefunden haben, waren zwei besonders merkwürdig: die eine in der Galerie Flechtheim von dem Maler Karl Hofer und die zweite in der Kunststube am Schöneberger Ufer, veranstaltet von der Novembergruppe aus Anlaß des 50. Geburtstages von Oswald Herzog. Beide Ausstellungen sind deswegen so lehrreich, weil hier zwei Künstler unabhängig voneinander um den gleichen Ausdruck ringen, um durch das Kunstwerk ein bestimmtes Gefühl, bestimmte seelische Lebensvorgänge dem Beschauer zu übermitteln. Hofer, der als einer der größten deutschen Maler unserer Zeit gilt, scheint in den letzten zwei Jahren an sich selbst irre geworden zu sein, an seiner eigenen bisherigen Darstellungsweise, und versucht nun, sich umzustellen auf die mehr gefühlsmäßige, gegenstandslose Kunst. Herzog ging den Weg umgekehrt: er war zunächst bei den griechischen Bildhauern in der Schule, ist erst dann eigene, neue Wege gegangen und steht heute mit seinem starken Ausdrucksvermögen in der vordersten Reihe der neuzeitlichen Bildhauer.

Oswald Herzog ist Schlesier. Er ist am 14. März 1881 zu Haynau i. Schl. geboren und verbrachte seine Schul- und Lehrzeit in Liegnitz. Schon als Zehnjähriger mußte er in seiner schulfreien Zeit zu seinem Lebensunterhalt beitragen, indem er in einem Stuckgeschäft kleine Arbeiten verrichtete. Er fand Freude an diesem Beruf und trat mit vierzehn Jahren hier in die Lehre. Nach der Lehrzeit ging er nach Gelsenkirchen und Saarbrücken, um sich in den dortigen Bildhauerwerkstätten im Handwerklichen zu vervollkommen. Als Achtzehnjähriger kam er nach Berlin, wo er Gelegenheit hatte, neben angestrengter Tagesarbeit auch die Kunst- und Kunstgewerbeschulen zu besuchen. Unermüdlich untersuchte und erforschte er das Wesen und die Entwicklung der griechischen Bildhauerkunst an den Bildwerken in den Berliner Kunstsammlungen. Die Ergebnisse dieser Untersuchung faßte er zusammen in seinem Buch: „Die stilistische Entwicklung der bildenden Künste“ (Berlin 1912, Verlag von Carl Hase).

Das Geistige in der Kunst führte ihn zurück zu dem Geistigen in der Natur, er gewann dadurch neue Naturerkenntnisse und neue Ausdruckswerte. Als bald kam er zur Überzeugung, daß nicht die Nachahmung und Abschreibung der Natur die Aufgabe der Bildhauerei sei, sondern das Neuschaffen aus der inneren, geistigen Vorstellung, aus dem inneren Gestaltungsdrange, gleichsam Neuschöpfen mit der Natur.

Nun begann sein eigentliches, persönliches Schaffen, das plötzlich durch den Krieg unterbrochen wurde. Heimgekehrt, erwies sich seine Erfindungs- und Gestaltungskraft noch stärker und ausgereifter als vorher und fand bald Gelegenheit, sich neben dem Kampf ums

Oswald Herzog: Genießen



Oswald Herzog: Entführung ins All

Dasein rein künstlerischen Zielen zu widmen. Bereits auf der Großen Berliner Kunstausstellung 1919 wurde sein Bildwerk „Verzückung“, das im Ausstellungsführer abgebildet war, viel beachtet, weil damit neue Ausdrucksmöglichkeiten den Bildhauern gezeigt wurden. Er galt bald und gilt heute noch als einer der hervorragenden Bildhauer der Novembergruppe. Herzog ist ein Künstler, der nicht nur das Handwerkliche von Grund aus erlernt, sondern auch das Künstlerische bis zum äußersten durchdacht und erforscht hat. Darum sind seine Kunstwerke von ganz besonderer Eigenart und Bedeutung für unsere Zeit.

Da ist zunächst das in Alabaster gehauene „Ich“ zu nennen, bei dem das Selbstbewußte, Eigenwillige des geistigen „Ich“ in den strengen Linien und Formen trefflich ausgedrückt ist. Da ist „Genießen“, ein sonst geistiger Begriff, als kniende Figur mit waagrecht ausgebreiteten Armen in Mahagoniholz geschnitzt; eine der besten Holzbildwerke, die im letzten Jahrzehnt geschaffen worden sind (Abb. 1). Ebenfalls in Mahagoniholz ist „Ekstase“, die im Gegensatz zu dem feststehenden, selbstbewußten „Ich“ leicht beschwingt sich von der Erde erhebt, um in die Höhe zu entfliehen. Für die Allgemeinheit etwas schwer verständlich ist das in Ahornholz geschnittene Werk „Freude“, eine aus der inneren geistigen Vorstellung geschnittene Gestalt, die auf menschliche Körperformen gänzlich verzichtet und mehr an Felsengebilde erinnert. Leichtverständlich dagegen ist der in Marmor gehauene „Auftakt“, eine weibliche Figur von schlanken, edlen Formen.

Einen großen Zug zeigen die Bildwerke „Werden“ und „Entführung“, wobei die überschlanken, fast gewichtlos schwebenden Frauengestalten gleichsam entkörperert und vergeistigt erscheinen (Abb. 2). Im Gegensatz dazu steht die „Melancholie“: schwere, dunkle Massen, die gleich niederdrückendem Gewölk bleiern zu Boden herabziehen.

Auch als Maler und Graphiker zeigt Herzog eine eigene, persönliche Auffassung und eine ganz neue Ausdrucksweise. Sein Hauptbild „Katastrophe“ ist ein ernstes, farbiges Gedicht, das den Zusammenbruch, Zusammensturz überzeugend und eindringlich veranschaulicht. Der Ausdruck ist noch gesteigert in dem Ölbild „Sturm“. — Auch in seinen Pastell- und Kohlenzeichnungen, in den Holzschnitten und Radierungen versteht er mit wenigen Linien eine verblüffende Wirkung zu erzielen und ein starkes seelisches Leben auszudrücken.

In allen seinen Arbeiten finden wir bestätigt, was er selbst über die neue Kunst sagt: „Nicht mehr Nachahmung materieller Naturerscheinungen will die neue Kunst, sondern Neuschaffungen aus innerem Gestaltungsdrange heraus, wetteifern im Schöpfungsprozeß der Natur.“ Als Herzog 1919 im „Sturm“ eine Ausstellung seiner Arbeiten veranstaltete, konnte man seinen heutigen Weg schon klar erkennen. Seitdem finden seine Arbeiten nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande lebhafte Anerkennung; seine Bildwerke für den Rundfunk wurden wiederholt auch in den ausländischen Zeitschriften veröffentlicht. Stanley Casson schrieb 1930 in „20 th Century Sculptore“ einen Aufsatz über: „Oswald Herzog und die deutsche Schule der abstrakten Kunst“ und sagt darin: „Herzog ist der erfolgreichste Erneuerer der Plastik. — Diese Richtung ist von tiefster Bedeutung für die Plastik und von keinem Künstler in anderen Ländern bisher erreicht, geschweige übertroffen.“

RUNDSCHAU

Musik

Es mag mancher über den Ehrgeiz der Theater, Uraufführungen herauszubringen, lächeln, vielleicht sogar für ein notleidendes Institut die damit verbundene Risikopolitik ablehnen, das sichere Geschäft mit gut gehenden Artikeln für wichtiger halten als die Befriedigung künstlerischen Ehrgeizes. Ganz so unrecht ist diese Anschauung — die Betriebsbedingungen der Gegenwart in Betracht gezogen — nicht. Aber, wenn ein Theater seine Spielplanpolitik nur nach geschäftlichen Gesichtspunkten orientiert, gibt es einen Teil der Argumente, die seine Existenz rechtfertigen, auf, nämlich die kulturellen. Und damit verlieren die Forderungen nach öffentlicher Unterstützung ihre wesentlichste Begründung. Wenn man freilich einmal eine kritische Arbeit über das Thema: „Uraufführungen an der Breslauer Oper“ schreiben sollte, wird man zu dem Ergebnis kommen, daß Wagemut und Arbeit wiederholt an aussichtslose Objekte verschwendet worden sind, daß also die kritische Einsicht der Verantwortlichen für die Wertbeurteilung nicht immer ausgereicht hat. Dabei handelt es sich allerdings nicht nur um den rein künstlerischen, sondern auch um den Bühnenwert. Immerhin hat sich die Initiative der Breslauer Oper zu verschiedenen Malen als stark und weitwirkend erwiesen. Beispiele: die Uraufführungen von „Boris Godunow“ und „Schwanda, der Dudelsackpfeifer“. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß die letzte Uraufführung des Breslauer Opernhauses — „Spuk im Schloß“ von Jaroslav Kricka — den Opernbühnen ein gangbares Stück zuführt. Was den Erfolg nicht ganz sicher stellt, ist das Vorhandensein eines eigentümlichen, das Werk stilistisch nicht eindeutig bestimmenden Zwitterzustandes. Darunter ist nicht die Unvereinbarkeit des von Jan Löwenbach geschriebenen, von Max Brod theatergerecht umgestalteten Librettos mit dem dichterischen Vorwurf, dem Märchen: „Das Gespenst von Canterville“ von Oscar Wilde, auch nicht das Nebeneinander von böhmischer Volks- und amerikanischer Niggermusik zu verstehen, das alles läßt sich noch rechtfertigen, sondern das befremdliche, ja verstimmende Nebeneinander von parodistischer und sich ernsthaft gebender romantischer Musik. Gewiß ist ein solches Nebeneinander möglich, siehe Meistersingermusik, aber nicht bei dem Löwenbach-Brod'schen Buche. Ja, wenn sich die Librettisten an Geist, Grundhaltung und Stil des Wildeschen Märchens gehalten hätten, dann wäre eine Mischung zwischen romantischer und parodistischer Musik, wobei die romantische das Übergewicht zu halten hätte, angebracht gewesen. So aber entsteht

zwischen Szene und Musik eine Distanz, im Ganzen ein Bruch, das Werk erfüllt nicht die Forderungen nach stilistischer Einheit, die man an ein Kunstwerk von zweifelsfreiem Wert stellen darf. Der Publikumerfolg ist trotzdem gerechtfertigt, vielleicht sogar garantiert, denn man erlebt eine ganze Reihe unterhaltender Szenen, hört sehr schöne böhmische Nationalmusik, zündende Jazzrhythmen und ein prachtvoll klingendes Orchester. Ein nicht zu übersehender, ja bestechender Vorzug von Krickas Musik ist ihre gepflegte, mit großer Könnerschaft gearbeitete, dabei lockere und ungemein flüssige Form. Um ihre freie, entschleiende und doch unaufdringliche klingende Wirkung war die Wiedergabe unter Karl Schmidt-Belden erfolgreich bemüht. Werner Jacobs Regie ging auf Kontrastwirkungen aus. Die Verwirklichung dieser Absicht verstärkte den Abend-erfolg. Ein anderer Weg, der Ausgleich und Überbrückung zum Ziele hätte, würde die szenischen Eindrücke verfeinern. Es käme dann auch eine größere Übereinstimmung zwischen dem Spiel und den geistvollen Bildern Wildermanns zustande. Unter den zahlreichen Einzeldarstellern ragten hervor: Gerd Herm Andra (Geist), Karl Rudow (amerikanischer Gesandter), Erika Darbow (Frau Hollywood). Edith Holland singt die Partie der Elinor ganz nett, für Spielpartien besitzt sie aber nicht die notwendige darstellerische Geschmeidigkeit, ebensowenig wie Rudolf Streletz. Anni Kunze und Otto Dewald mimten lustige, aber konventionelle Operette.

Spiele und Musik im Schloß. Die Fortsetzung der Schloßaufführungen erfolgt ganz in Art, für die wir in unserem letzten Referat eingetreten sind. Der überraschende Erfolg — man spielt ausschließlich vor ausverkauften Häusern — ist nicht nur auf den Reiz des Raumes, sondern auf die Stileinheit im Gesamten der Darbietungen zurückzuführen. Es ist also nicht wahr, daß das Publikum den Sinn für Harmonie im künstlerischen Genuß verloren hat, wenn auch der musikalische Kunstbetrieb des 19. Jahrhunderts diese Harmonie fast völlig zerstört hat. Wo sie wieder gesucht und gefunden wird, breitet man ihr die Arme entgegen. An derselben Stelle, an der schon vor Jahren Professor Max Schneider, um diese Harmonie wieder bewußt werden zu lassen, Pergoleses „Serva Padrona“ aufgeführt hat, spielte das Stadttheaterensemble unter Hartmanns und Schmidt-Beldens Führung des genialen Italieners „Getreuen Musikmeister“. Und es spielte, sang und musizierte ihn mit der richtigen Einstellung zum Stile der buffo-

resken Oper, in der Derbheit und Grazie, Volksmäßiges und Gesellschaftliches in so eigenartig reizvoller Weise gemischt sind. Augusta Poell, Paul Schmidtman und Heinrich Pflanzl waren die Träger der Rollen. Zum Raume gehört das Kostüm. Darum ist es keine Maskerade, sondern Vollendung des Stils, wenn die im Saale des großen Fritz spielenden Musiker das Kostüm der Zeit tragen. Also angetan spielten die Philharmoniker J. S. Bachs 4. Brandenburgisches Konzert. Sie spielten es virtuos. So müssen diese Sachen vortragen werden. Sie sind nicht für Dilettantenhände geschrieben. Leider vergreifen sich solche sehr oft an diesen schweren Stücken. Die Solisten: Franz Schätzer (Violine) und die Flötisten Tschirner und Wagner feierten Triumphe. Ausgezeichnet der Cembalist, Kapellmeister Köhler. Der Oper und dem kammermusikalischen Vortrag folgte ein von Valerie Kratina erdichtetes, überaus anmutiges Tanzspiel: „Die verhinderte Abreise“ mit Musik von Rameau. Auch im Stadttheater wurde wieder einmal getanz, und zwar in einer von den drei Solisten der Tanzgruppe veranstalteten Matinee. Die Darbietungen waren sehr ungleichwertig. Es ist überhaupt die Frage aufzuwerfen ob ein aus beziehungslosen Einzeltänzen zusammengesetztes Programm heute noch einen Sinn hat. Fürs Variété vielleicht, fürs Theater kaum. Gelungenes sei hervorgehoben: Tanz aus dem Ballett Sylvia (Kurt Kern), Allegro barbaro (Aurel von Millos). Anna Kapama gefiel in den Ensembles besser als in ihren Einzeldarbietungen.

Die Gesamtsituation am Stadttheater hat sich insofern gebessert, als nach Senkung der Eintrittspreise eine Steigerung des Besuchs eingetreten ist. Selbst wenn dies nur eine bescheidene Entspannung der Finanzlage herbeiführen sollte, würde es die Bedürfnisfrage klären. Die Breslauer Oper hat ihr Publikum, die kulturelle Notwendigkeit steht außer Frage. Diese Tatsachen rechtfertigen ihre Erhaltung.

Schwieriger als bei der Oper ist es, den Konzerten der Philharmonie eine besondere oder gar neuartige Anziehungskraft zu geben. Obwohl die Programmpolitik wohlüberlegt ist, es scheint kaum möglich zu sein, von der traditionellen Form des Symphoniekonzerts — sie hält sich nun schon an die hundert Jahre — loszukommen. Man kann freilich darauf hinweisen, daß die in den Musikzentren von den ersten Kapellmeistern dirigierten Symphoniekonzerte immer noch starke Anziehungskraft besitzen. Aber in den Provinzstädten ist das eben anders. Dohrn, Lert und Behr werden um ihrer hohen Künstlerschaft wegen geehrt, geachtet, sie werden auch gern gehört, man zollt ihrer Auslegung der älteren Meisterwerke, ihrem Eintreten für die junge Generation Beifall, aber man sehnt sich nach Ausnahmeabenden, nach irgendwelchen Aktualitäten, welcher Art sie auch sein mögen. Ehe man diese nicht gefunden hat, wird man auch kein neues Publikum in den

Konzertsaal ziehen. Und die Konzerte brauchen neues Publikum, der alte bürgerliche Stamm geht langsam, aber sicher ein. Aus den bisher abgewickelten Programmen ist als besonders nachhaltiger Eindruck die Wiedergabe der von Leo Weiner für Orchester eingerichteten C-dur-Toccata von J. S. Bach festzustellen, nebenbei bemerkt eine glänzende Interpretationsleistung Lerts. In Einzelheiten fesselnd war die von Behr übermittelte Ballettsuite op. 36 von Hans Gal. Hermann Behrs Verdienste um das Breslauer Musikleben verdienen anlässlich des Jubiläumskonzertes, das der Waetzoldtsche Männergesangverein zur Feier seines 75jährigen Bestehens gab, besonders hervorgehoben zu werden. Seine frühere kammermusikalische Tätigkeit steht noch in bester Erinnerung, als Violinpädagoge genießt er außerordentlichen Ruf, den Volkssymphoniekonzerten gab er das Gepräge, dem Waetzoldtschen Männergesangverein ist er seit langem ein vielbewunderter Führer, die künstlerische Leitung des Schlesischen Sängerbundes liegt in seinen Händen. Das von ihm dirigierte Festkonzert nahm schon deswegen einen anregenden Verlauf, weil es fast durchweg zeitgenössische Kompositionen enthielt. Die schönen Gatterschen A-cappella-Chöre erfuhren eine meisterliche Wiedergabe. Herrlich klang Regers „Weihe der Nacht“. Die eigentliche Feststunde des Waetzoldt war eine ergreifende Feier, an der die Behörden und viele Kulturgemeinschaften teilnahmen.

Aus Anlaß der 700. Wiederkehr des Todestages der heiligen Elisabeth führte der Spitzersche Männergesangverein Liszts „Legende von der heiligen Elisabeth“ auf. Die chorische und orchestrale Wiedergabe war vorzüglich, die Solisten erfüllten ihre Aufgaben zufriedenstellend, Dr. Heribert Ringmann hatte erhebliche Kürzungen angebracht, trotz allem: Auf dem Werke liegt der Staub des Alters, so dicht und fressend, daß alle Reinigungsversuche keine Werte mehr aufdecken können. Der Text müßte neu komponiert werden.

Die Leitung der Philharmonie war der Breslauer Singakademie eine Genugtuung schuldig. Die Novitätensperre, für die Unkundige die Singakademie verantwortlich gemacht haben, ist aufgehoben. Georg Dohrn konnte endlich die schon im Vorjahre geplante Wiedergabe des bedeutendsten aller neuzeitlichen Chorwerke: Honeggers sinfonischen Psalm (nach dem Drama „König David“ von René Mora) durchführen. Ein Werk von markanter Eigenart, reich und kraftvoll in der Erfindung, wahrhaft meisterlich in der Formgestaltung. Die Aufführung großlinig, technisch ohne Tadel, ergreifend durch charaktervollen und edlen Ausdruck. Dohrn hatte einen großen Abend; ebenso Wüllner als genialer Sprecher. Vortrefflich die Gesangssolisten Gertrud Gottschalk, Barbara Reitzner und Ventur Singer.

Dem Honeggerschen Psalm ging der Psalmus hungaricus von Zoltan Kodaly voraus. Die Eigenart dieser Komposition liegt in der Verschmelzung typisch ungarischer, dem Tonfall des nationalen Volksliedes entlehnter Musik und dem einer gänzlich andern Kultur- und Kultwelt angehörenden ursprünglichen dichte-

rischen Vorwurf. Die Verschmelzung ist überzeugend. Auch die Wiedergabe dieses reizvollen Stückes war von tiefgehender Wirkung. Nach diesen Erfolgen ist zu erwarten, daß die Philharmonie der Initiative unserer Singakademie mehr nachgibt als in den letzten Jahren.

Rudolf Bilke.

Theater

Schauspiel.

Die umfangreiche Erneuerung des Ensembles der Vereinigten Theater läßt sich jetzt, da die Spielzeit in vollem Gange ist, schon einigermaßen in ihren Wirkungen beurteilen. Man wird bei Paul Barnay, der nun sein elftes Breslauer Direktionsjahr begann, abermals die glückliche Hand erkennen, die sich bei der Aufspürung junger Talente und beim richtigen Einsatzentwicklungsfähiger Begabungen schon so oft bewährte. Denn nun, da auch dieser Theater-Haushalt sich sehr einschränken muß, ist die Wahl unter der begabten Anfängerschaft der deutschen und österreichischen Bühnen besonders wichtig geworden, weil der Personalergänzung aus den Kreisen der schon zu Namen und Erfolg gelangten Schauspieler natürliche Grenzen im Etat gesetzt sind.

Unter diesen Jüngsten ist eine aussichtsvolle Entdeckung Angela Salloker, die an den städtischen Bühnen in Graz begonnen hatte. In Bruckners „Elisabeth von England“ gab ihr die unscharfe, kleine Rolle der Infantin noch keinen ergiebigen Stoff; erst ihre Nina Petrowna in „Leutnant Komma“ erwies die reiche Veranlagung in ihren schönsten Zügen: in einem Teile jener glücklichen Mischung von naiv und sentimental der Schauspielernatur Käthe Golds verwandt, die zu ersetzen freilich niemand imstande ist. Mit umfassenderer Schulung und Bühnenerfahrung in Düsseldorf trat Fita Benkhoff in unser Ensemble. Sie gab mit der Toni in Unruhs „Phaea“ eine treffliche Leistung als jugendliche Charakterspielerin und konnte in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ als Helene noch mit wirklichem Leben erfüllen, was in der Gesamtwirkung heute schon Literatur ist; eine Darstellerin für klare Umrisse und eigengewachsene Charaktere, weniger für Allerweltstypen, wie ihre Mitwirkung in dem musikalischen Schwank „Ist das nicht nett von Colette?“ gezeigt hat. Vom Neuen Wiener Schauspielhaus übernahmen wir Ria Rose, die zuerst mit der Filmdiva in „Phaea“ ihre Fähigkeit zu kräftiger Zeichnung mit knappen Mitteln bewies, dann als Frau Maske in Sternheims „Hose“ auch satte Zwischentöne und reizvolle Übergänge offenbarte. Viktoria Ballasko, die aus Chemnitz gekommene Österreicherin hatte im Lustspiel „Freie Bahn dem Tüchtigen“ und in Anzengrubers „Doppelselbstmord“ hübsche Aufgaben; sie zeigte ein lebenswürdiges Talent, das noch von den

Konventionen der ersten Schule gelöst werden muß. Auch für Trude Eger (früher Neues Deutsches Theater in Prag) fehlen noch die größeren Gelegenheiten der Beurteilung, die an der Sekretärin in Bruno Franks „Nina“ zu wenig Stoff hat. Den weitaus stärksten Gewinn aber bedeutet die Verpflichtung von Hildegard Grethe vom Stadttheater Erfurt. Sie sollte uns Therese Thiessen ersetzen. Vergleiche sind hier immer unvollkommen, wo die individuelle Veranlagung den Ausschlag geben muß. Eine kleine Rolle in dem Lustspiel „Freie Bahn dem Tüchtigen“ öffnete zunächst einen Einblick in die Vielfalt der Mittel dieser ersten Charakterspielerin; dann folgte ihre hervorragende Darstellung von Bruckners Elisabeth, die alles erfüllte, was von dieser schwierigen Aufgabe zu fordern war. In Forsters Schülertragödie „Der Graue“ war ihr ein rein realistisches Darstellungsproblem gestellt; das aber interessiert weniger an dieser Schauspielerin, die wie ihre Vorgängerin bestimmt und befähigt ist, aus geistigen Grundrissen zu schöpfen und in jene Überwirklichkeit zu münden, die das Drama von morgen sein wird.

Der männliche Zuwachs hat in Walter Bäuerle (vorher in Gießen) einen seiner Mittel sicheren und sprachlich überaus disziplinierten Vertreter des Charakterfachs, der uns im Philipp bei Bruckner eine starke Probe seines Könnens gab. Von der Wiener Renaissancebühne kam Hans Schöbinger, eine ursprüngliche Schauspielernatur mit sehr umfangreichem, darstellerischen Bezirk, der auf allen Seiten die üblichen Grenzen des jugendlichen Charakterfachs sprengt und schon in kurzer Zeit erstaunliche Verwendbarkeit bewies. Daß die einheimischen kulturellen Wanderschauspieler beachtenswerte Quellen für unseren Nachwuchs sind, bestätigt die Verpflichtung des sehr beweglichen und mimisch klaren Benno Carlé. Die anderen neuen Namen werden noch öfter im Spielplan erscheinen müssen, ehe die Eigenart ihrer Träger sich deutlich bestimmen läßt. Allgemein aber darf schon jetzt die Wahl der neuen Mitglieder als geglückt gelten. Soviel auch noch der leitenden Hand bedarf — es ist nirgends ein Fehlgriff getan.

Die Spielzeit, die mit diesem Ensemble ihre Aufgaben sicher auf einem unserer Tradition entsprechenden Niveau lösen wird, hat zugleich mit einer äußeren

Veränderung eingesetzt, die weitreichende Folgen bringt: Die Breslauer Volksbühne hat das Thaliatheater aus der Erbmasse der letzten Besitzerin gekauft. Und sie ist sich ihrer gemeinnützigen Bestimmung so sehr bewußt, daß sie ihren Besitz gleich zu verbessern und zu verschönern unternimmt. Der ehemalige Zirkus an der Schwertstraße hat ja den Ruf eines Wahrzeichens der Stadt im üblen Sinne. Seine stimmungsfeindliche Einrichtung hat die größten Anstrengungen nötig gemacht, um in diesen Zeiten der gefährlichen Konkurrenz verwöhnend ausgestatteter Lichtspielhäuser die Besucher zusammenzuhalten. Nun soll das anders werden. Die Volksbühne begann schon am ersten Tage ihrer neuen Eigenschaft als Besitzerin mit den Vorarbeiten zu einer völligen Umgestaltung des Hauses, die nach Plänen des Architekten Emil Lange in den Sommerferien durchgeführt werden wird. Man erkannte, daß der Grundriß für ein Theatergebäude gar nicht unzumutbar sei; man hätte auch nicht die Mittel, um an der Konstruktion Wesentliches zu ändern, was ja fast einem Neubau gleichkäme. Was

aber innerhalb der gegebenen Grenzen verbessert werden kann, sieht dieser Plan umfassend vor. Mit sehr erheblichen Aufwendungen, die zum Teil sich aus ganz kleinen Bausteinen der Theaterfreunde aller Schichten zusammensetzen, wird zunächst der Zuschauerraum einen Umbau erfahren, der die brutalen akustischen Störungen beseitigt und zugleich einen behaglichen Aufenthalt schafft. Umgang, Garderoben, Erfrischungsraum, Portal und Fassade werden völlig neu gestaltet. Wenn das Ganze zum nächsten Saisonbeginn vollendet sein wird, dann wird die Rolle der beiden Häuser der Vereinigten Theater vertauscht sein: das Thaliatheater, bisher Schauplatz akustisch weniger empfindlicher Darstellung derberer Faktur, wird das intime Kammerspieltheater werden, das uns gefehlt hat. Die Breslauer Volksbühne hat mit diesem Unternehmen den ersten und vorbildlichen Schritt zu jener äußeren Verbesserung unserer Bühnenverhältnisse getan, die seit Jahren vergeblicher Wunsch geblieben ist.

Adler.

Bildende Kunst

Berliner Herbstausstellungen

Die Berliner Secession hat ihre erste Ausstellung in den neuen Räumen eröffnet. Die wirtschaftliche Not hat auch diese alte Berliner Künstlervereinigung angegriffen. Man mußte das schöne Haus in der Tiergartenstraße mit einer Etagenwohnung an der Gedächtniskirche vertauschen. Wie es aber der Leitung der Secession gelungen ist, diese Wohnung in gute Ausstellungsräume zu verwandeln, das ist recht lobenswert. Man hat sich entschlossen, auf das Tageslicht zu verzichten, hat aber dafür allen Räumen einheitlich helles Licht gegeben. Mit dem Lokal hat die Secession auch das Gesicht der Ausstellung verwandelt. Die Mitglieder dürfen nur noch je ein Werk ausstellen, und sind im übrigen auf Kollektivsonderausstellungen verwiesen, die nun hoffentlich häufiger folgen werden. Der so gewonnene Platz wird an Gäste vergeben, die somit mehr Werke zeigen können. Die Secession erhält dadurch ein lebendigeres Gesicht als bisher und wird in ihren Halbjahrsausstellungen die jüngere, heranstrebende Generation besser zu Wort kommen lassen. Schon auf dieser Herbstausstellung taucht manches Gute auf. Besonders Werner Scholz ist wieder mit sehr starken Arbeiten vertreten. Von Schlesiern haben nur Wolf Röhrich und Eugen Spiro ausgestellt. Röhrich setzt in der „Mühlendammerschleuse“ die jüngst beschrittene Bahn, von der an dieser Stelle schon mehrfach die Rede war, weiter fort. Mit kalkig harten Farben wird die nördliche Eintönigkeit der Spreelandschaft überzeugend gepackt. Trotz aller thematisch bedingten Härte gibt es da

allerlei wechselreiche Töne. Zwischen Grau, Rot und Blau hat der Künstler mannigfach variiert. Spiros „Peter malt“ zeichnet sich besonders in den malerisch leuchtenden Farbenqualitäten aus. Rot, Lila und Gelb sitzen schön geschlossen nebeneinander.

Auch der Verein Berliner Künstler wartet mit seiner Herbstausstellung auf, die im Durchschnitt diesmal besseres Niveau zeigt als meistens sonst. Konrad von Kardorffs Kunst zeigt eine Wendung, die Verbesserung und Fortschritt bedeutet. In dem „Porträt eines jungen Mädchens“ sind die alten pariserischen Traditionen abgeschüttelt. In schöner Natürlichkeit sitzt die Dargestellte vor einem lila Grund in einfacher Farbenharmonie, die von bestem Geschmack zeugt. Wohl ein bißchen an den späten Slevogts gebildet, hat der Künstler hier ein schönes Ergebnis. Auch seine „Teestunde in der Sommerfrische“ hat wenig mehr von der Vorkriegskunst seiner früheren Bilder. Skizzenhaft, in eigenartig lockerer, gewischter Technik ist hier mehr Farbe und Umriss als detaillierende Einzelheit behandelt. Alles ist bunt, die Kleider der Personen, Tischdecke und Blumenstrauß ebenso wie der blühende Garten, der im Hintergrund unter Bäumen in wechselreichem Grün wuchert. Viel wirkliches Leben ist hier zu finden, das man eine Zeitlang bei Kardorff vermißt. Joachim Karsch ist mit drei Werken vertreten. Da ist der „Betende Jünger“ und der „Sitzende Jünger“. Die Religiosität, die schon früher beim Madonnenhaften der Gestaltung vorausklang, kommt auch im Thema zum Ausdruck. Diese Figuren sind pla-



Puppen von Margot Rosenthal

stischer als manches andere von Karsch, wenn sie auch nicht weniger stark der zarten Melancholie leidender, hungergeplagter Körper nachgehen. Ganz vorzüglich ist der „Porträtkopf Ulla“. Die Physiognomie des Mädchens ist sehr stark empfunden. Mit welcher Feinheit ist die Oberfläche abgewogen! Der dritte Schlesier auf dieser Ausstellung ist Georg Lebrecht mit seinem „Schimmelreiter“.

Von Lebrecht veranstaltet derselbe Verein gleichzeitig eine Kollektivausstellung im neuen Hause in der Tiergartenstraße. Recht flott sind seine Kriegszeichnungen und kleineren Kriegsbilder. Die Bilder aus dem Gebiet der Parforcejagd, die dieser Maler am liebsten darstellt, sind etwas glatter. Auch die Landschaften sind unterschiedlich. Immerhin sehen wir im allgemeinen ein sympatisches Niveau guten impressionistischen Könnens.

Mit dieser Schau ist eine Gedächtnisausstellung für Robert E. Stübner verbunden, der im März ver-

storben ist. Stübner, aus Forst i. d. Lausitz gebürtig, ist Schüler der Breslauer Akademie. Er hat mit Vorliebe Theater- oder Tanzszenen und derartiges dargestellt, die recht flott in angenehm leuchtenden Farben gemalt sind. Die Landschaftsbilder treten dahinter zurück.

Max Goering.

Die Juryfreien

Man schreibt uns:

„Die Juryfreie Arbeitsgemeinschaft Schlesien“, bekannt durch eine Reihe von Großausstellungen in Breslau, veranstaltet im Monat Dezember dieses Jahres im ehemaligen Generalkommando, Schweidnitzer Str. (in dankenswerter Weise vom Besitzer der Leonhard Tietz A.-G. überlassen) eine Ausstellung von hierfür geladenen schlesischen Künstlern unter dem Titel: Kollektivschau schlesischer Künstler in Verbindung einer Sonderschau der Architekten: „Wohne im Eigenheim“.

Die ausstellenden Künstler bitten, diese vielseitige Ausstellung zu besuchen, und hoffen zu überzeugen, daß der bildende Künstler und der Architekt als lebendige produktive Kräfte eines Landes auch in einer Notzeit eine Berechtigung zum Leben haben. Hilfe ein jeder dem bildenden Künstler, den Kampf um das Existenzminimum durch Kauf eines ausgestellten

Werkes zu erleichtern. Die Entwürfe der Architekten zum Thema: „Wohne im Eigenheim“ zeigen vorbildliche Lösungen eines wirtschaftlichen Kleinbaues und geben nicht nur dem Eigenunternehmer, sondern auch allen Bausparkassen und Siedlungsgenossenschaften wertvolle Anregung.

Alfred Buchwald.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Wo haltmachen?

Die Notverordnung vom 17. November „zur Sicherung der Ernte und der landwirtschaftlichen Entschuldung im Osthilfegebiet“ hat über alle beteiligten Kreise hinaus in der Öffentlichkeit stärkstes Aufsehen erregt. Das ist nicht verwunderlich, denn sie bringt über alle bisherigen staatlichen Eingriffe in das Wirtschaftsleben hinaus prinzipiell ganz neue Maßnahmen, die in der letzten Konsequenz auf nichts weniger als die Suspendierung wesentlicher Bestandteile des bürgerlichen Rechts für das Osthilfegebiet hinauskommen. Die Feststellung der Reichsregierung, daß sie einen Teil des neuen wirtschaftlichen Gesamtprogramms darstelle, mußte diese Tatsache in ihrer Bedeutung noch unterstreichen. Bis zum Abschluß dieses Heftes sind die Ausführungsbestimmungen zu der Verordnung noch nicht erlassen worden. Nach den insbesondere auch vom schlesischen Produktenhandel und den landwirtschaftlichen Genossenschaften mit dem Ostkommissar geführten Verhandlungen ist anzunehmen, daß die Ausführungsbestimmungen für die durch die Einführung des neuen Sicherungsverfahrens schwer betroffenen Gläubiger noch einige Erleichterungen bringen werden. Das kann uns allerdings nicht von der Feststellung entbinden, daß die Verordnung das erste Gesetz in Deutschland ist, das eine formelle Enteignung von Gläubigerrechten vorsieht.

Nach dem Erlaß der sogenannten großen Osthilfe-Verordnung vom März wurde an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß sie, auch wenn man ihren Grundgedanken durchaus zustimmen wollte, eine wirkliche Lösung der Landwirtschaftskrise und eine Beseitigung der allgemein für die gesamte Ostwirtschaft über die allgemeine Krise hinaus bestehenden Schwierigkeiten kaum bringen könne. Den Weg dazu könne nur eine von der Wurzel ausgehende Strukturwandlung weisen. Sie anzuregen und auch einen gewissen Druck dahinter zu setzen, dazu haben sich die Zentralinstanzen nicht entschließen können. Man glaubt im Gegenteil noch immer, in der althergebrachten Form weiterwirtschaften zu können. Ja, man glaubt, dieses als „Substanzerhaltung“ firmieren zu müssen.

Es würde den Rahmen dieser Berichte sprengen, wollte man sich hier grundsätzlich über die Zweckmäßigkeit der landwirtschaftlichen Besitzverteilung im Osten

äußern. Das eine nur sei festgestellt: Es ist vom wirtschaftlichen Standpunkt aus sicherlich unüberlegt, den landwirtschaftlichen Großbetrieb in Bausch und Bogen zu verdammen und alles Heil von der Aufteilung des Bodens in klein- und mittelbäuerliche Betriebe zu erwarten. Der Rübenanbau z. B., rationalisierte Formen der Getreidewirtschaft sind sicherlich nur auf großen Flächen im technischen Sinne rentabel. Auf der anderen Seite ist es bestimmt übertrieben, zu behaupten, daß die Getreideversorgung durch eine radikalere bäuerliche Besiedlung der großen Flächen gefährdet würde. Mit denselben Argumenten könnte man schließlich auch feststellen, daß der Mangel an Futtermitteln zu Lasten des Großgrundbesitzes gehe. Der Streit, der heute um die Agrarhilfe für den Osten geht, ist immer wieder verwirrt durch das Schwanken zwischen den beiden Prinzipien, die man Menschenökonomie und Substanzerhaltung, d. h. Besitzerhaltung, nennt.

Neuerdings hat man sich nun voll und ganz auf den Grundsatz der Besitzerhaltung gestellt, und zwar in so radikaler Form eben, daß die Rückwirkungen der Stützung der sogenannten „ersten Hand“ auf die zweite und dritte außerordentlich schwer sein müssen. Nach den vielfachen Protesten von Handel und Gewerbe, von Genossenschaften und Kreditinstituten, insbesondere von Darlehnskassen wird man versuchen, in den Ausführungsbestimmungen wieder vieles von dem abzumildern, was in der neuen Verordnung selbst krasser zum Ausdruck kommt. Das Prinzip aber wird bestehen bleiben, das kurz gesagt dieses ist: Rückständige Zinsen können gestundet, können gestrichen werden, der Zinssatz kann herabgesetzt werden, außerdem die Schuldsomme selbst, und wenn von ihr nicht mehr als die Hälfte gestrichen wird, soll nicht einmal die Zustimmung der Gläubiger notwendig sein. Außerdem wird der Vollstreckungsschutz, den man zuletzt abgelehnt hatte, wieder eingeführt. An die Stelle individueller Akkorde zwischen Schuldner und Gläubiger sollen Verfügungen der Verwaltungsbehörde treten, denen sich auch die Gerichte zu beugen haben. Das Ganze sieht aus wie ein generelles Moratorium für einen bestimmten Wirtschaftszweig, durch das natürlich andere notleidend werden müssen. Schreitet man konsequent auf diesem Wege fort, dann

muß man auch den Gläubigern einen Ausgleich für ihre Verluste geben, muß sie liquide erhalten. Das kann man aber nur im Wege neuer Kreditbeschaffung und der Festsetzung eines niedrigen Zwangszinses tun. Überlegt man sich die Folgen eines solchen Verfahrens, dann müssen sie auf eine Abkapselung der deutschen Wirtschaft vom Ausland hinauslaufen. Sämtliche Auslandsbeziehungen müssen unter schärfste Kontrolle gestellt, d. h. in die Hand des Staates gelegt werden. Also Außenhandelsmonopole auf der einen, Kreditzwangsmaßnahmen auf der anderen Seite. Das bedeutet nichts weniger als völlig gebundene Wirtschaft unter Staatsaufsicht. Es sei dahingestellt, ob diese Form der Wirtschaftsführung für Deutschland Aussichten auf längere Sicht eröffnet. Das Argument, daß eine allgemeine private Kreditausweitung zur Steigerung der Preise, der Kosten der Lebenshaltung und damit der Löhne führen muß, daß es letzten Endes gleichgültig sei, auf welchem rechnerischen Niveau die Wirtschaft in der allgemeinen Verfahrenheit der Welt zu neuer Stagnation komme, ist bis jetzt nicht widerlegt.

Von der Durchführung der letzten Konsequenzen des mit der neuen Ostverordnung beschrittenen wirtschaftspolitischen Weges sind wir allerdings vorläufig noch weit entfernt. So wichtig die grundsätzliche Auseinandersetzung über sie sein mag, so wenig darf man außer acht lassen, was inzwischen gerade im Osten sich ereignen wird. Schon die Entschuldungsbestimmungen der bisherigen Osthilfe liefen darauf hinaus, daß die Gläubiger hinter der ersten Hypothek in möglichst großem Umfang zu einem Akkord veranlaßt werden sollten. Doch dieser Akkord setzte die freiwillige Zustimmung des Gläubigers voraus, auf die man in größerem Umfang rechnen konnte, weil man in der Lage war, dem Gläubiger für den Rest seiner Forderung eine öffentliche Haftung anzubieten. Die alten Bestimmungen darüber sind an sich nicht aufgehoben. Es dürften also auch jetzt noch öffentliche Bürgschaften vergeben werden. Allerdings nur für einen ganz geringen Bruchteil der Forderungen, da ja die Möglichkeit jetzt gegeben ist, bei allen Ansprüchen mit Ausnahme der ersten Hypotheken die Verzinsung bis auf $4\frac{1}{2}$ Prozent und den Kapitalbetrag bis auf die Hälfte herabzusetzen, und auch der Erlaß von Zinsrückständen angeordnet werden kann. Sicherlich haben die Gläubiger in der letzten Zeit von ihren Schuldnern vielfach Zinsen in nicht zu rechtfertigender Höhe gefordert. Das macht aber den Schlag, der sie trifft, nicht weniger gefährlich. Vor allem, da gerade jetzt, wo die Konjunkturaussichten so schwer als irgend möglich zu beurteilen sind, schon über das endgültige Schicksal der Schulden entschieden werden soll. Wenn auch der Reichskommissar selbst anerkannt hat, daß die neue Verordnung nur kurze Zeit in Geltung bleiben dürfe, so

muß es doch, wenn sie einen Sinn haben soll, das Bestreben sein, in dieser wenn auch kurzen Zeitspanne eine möglichst radikale Entschuldung im Sinne der neuen Bestimmungen durchzuführen.

Was soll dann geschehen? Die landwirtschaftlichen Betriebe sind zum Teil entlastet, sowohl von dem Wert der Hypotheken und der Personalschulden, wie von den Zinsen. Sie werden auf Grund dieser verringerten Belastung kaum Abschreibungen auf ihre Betriebe vornehmen, d. h. deren mehr oder weniger fiktiven Wert niedriger bemessen, als sie es vorher bei der überhohen Belastung getan haben. Wenn sich die Betriebe dann nicht rentabel gestalten, wenn es gilt, nicht nur die diesjährige, sondern auch die Bestellung des nächsten Jahres zu sichern, werden sie leicht in die Versuchung kommen, auf die zwangsweise freigemachten Stellen neue dingliche oder personale Lasten aufzunehmen. Das wird ihnen allerdings kaum jemals gelingen. Denn es wird wohl niemanden geben, der auf die Gefahr einer neuen gesetzlichen Entrechtung hin neue Kredite in das Osthilfegbiet gibt. Die Behauptung, daß man so und so keinen Kredit im Osten bekäme, ist doch nicht ganz stichhaltig. Das beweist ja gerade die Tatsache der noch in den letzten Jahren immer höher gewordenen Belastung der Betriebe. Immerhin ließe sich der Standpunkt vertreten, daß es nur darauf ankäme, für kurze Zeit die Fortführung der landwirtschaftlichen Betriebe zu sichern. Allerdings ist gerade die geregelte Betriebsführung durch die sehr ernst zu nehmende Drohung einer Liefersperre seitens des Handels und der Industrie gefährdet, die übrigens unter der neuen Erschwerung der Kreditbeschaffung ebenfalls stark leiden können. Was geschieht inzwischen mit den Gläubigern? Was geschieht mit dem Produktenhandel, mit den Genossenschaften, mit den ländlichen Sparkassen östlich der Elbe? Diese Fragen, von denen weit über den unmittelbar betroffenen Personenkreis für den Winter fast alles für unsere Wirtschaft abhängt, wird die Reichsregierung mit größter Beschleunigung beantworten müssen. Sie hat gerade im Interesse des Ostens nur die beiden Möglichkeiten, entweder den Weg der Zwangswirtschaft bis zum letzten und vielleicht sehr bitteren Ende fortzusetzen oder aber behutsam diesen ersten Anlauf der neuen Ostverordnung zurückzunehmen. Größere wirtschaftliche Erschütterungen, als jetzt bei uns eintreten müssen, hätten sich auch nicht gezeigt, wenn man vor Jahren den systematischen Umbau der Ostwirtschaft vorgenommen hätte. Leider fallen die Entscheidungen über diese Dinge weniger in den Bezirken wirtschaftlicher Objektivität als in denen des politischen Kampfes. Eines Tages werden auch diejenigen das bedauern müssen, die heute glauben, mit politischen Stoßtrupps persönliche Erleichterungen erreichen zu können, die für den Nächsten gleichbedeutend mit neuen Erschwerungen sind.

Darge.

Die Provinzialverwaltung von Niederschlesien gibt seit einiger Zeit eine Konjunkturstatistik heraus, welche von der Statistischen Stelle (Leitung: Provinzialverwaltungsrat Dr. Dietel) bearbeitet wird. Diese „Niederschlesischen Wirtschaftszahlen“ — mit beschreibenden textlichen Ausführungen — vermitteln ein Durchschnittsbild der Wirtschaftsentwicklung Niederschlesiens im Vergleich zum Reichs- und Landesmittel für den jeweiligen Berichtszeitraum und im Vergleich zu der entsprechenden Vorjahrszeit an Hand der wichtigsten Konjunktursymptome. In dieser Richtung sollen hier u. a. genannt werden: Arbeitsmarkt; Gütererzeugung und -absatz; Konkurse und Vergleichsverfahren, Betriebsstillegungen; Eisenbahn-, Post- und Schiffsverkehr; Reichsbank- und Börsenverkehr; Sparkassenverkehr; Indexziffern und Löhne.

Diese monatlichen Entwicklungsreihen wurden im Laufe der Zeit immer mehr erweitert und dabei besonderer Wert auf den Ausbau einer Produktionsstatistik gelegt; diese umfaßt gegenwärtig sechs wichtige Wirtschaftsgebiete (Stein- und Braunkohle, Steinindustrie, Zuckerindustrie, Elektrizitätswirtschaft und Bautätigkeit). Zur Erlangung des Zahlenmaterials dienen dabei u. a. eigene Erhebungen.

Die Veröffentlichung der Wirtschaftszahlen, jeweilig für ein Vierteljahr und zusammengefaßt dann für ein Kalenderjahr, erfolgt regelmäßig im Rahmen des von der Provinzialverwaltung durch die Pressestelle — in Personalunion mit der Statistischen Stelle — herausgegebenen Mitteilungsblattes „Niederschle-

sien“; drei Nummern davon waren bisher ausgesprochene „Statistische Sonderhefte“ mit Schaubildern. Das erste dieser Sonderhefte (September 1930) brachte erstmalig die Wirtschaftszahlen und als Einführung dieser Arbeiten grundsätzliche Ausführungen von Dr. Dietel zur Konjunkturbeobachtung und Konjunkturforschung. In Ergänzung dieser laufenden Berichterstattung werden den Veröffentlichungen von Zeit zu Zeit statistische Sonderbeilagen angefügt; diese behandeln auf den verschiedensten Wirtschaftsgebieten Zahlenübersichten (meist jährlich) zwecks weiterer Vertiefung der Erkenntnis von Niederschlesiens wirtschaftlicher Lage und Struktur, seiner Bedeutung, aber auch seines schweren Existenzkampfes im Rahmen der gesamten Wirtschaftsverhältnisse des Reichs und Preußens. — Das jüngste Heft des Mitteilungsblattes „Niederschlesien“, welches jetzt in seinem zweiten Jahrgange erscheint, enthält die „Niederschlesischen Wirtschaftszahlen“ für die Monate Januar bis September 1931 im Vergleich zu den entsprechenden Vorjahrsmonaten. Als weitere Aufsätze bringt das Heft wiederum verschiedene Abhandlungen aus Verwaltungsgebieten der Provinzialverwaltung; ihr amtliches Organ unterrichtet so in gewissen Zeitabschnitten — u. a. durch zusammengefaßte Berichte über die letzten Provinzial-Ausschußsitzungen und Sonderhefte — über den Verlauf des jeweiligen Provinzial-Landtages und die Richtlinien seiner Arbeiten, orientiert ferner die Öffentlichkeit über wichtige Arbeiten und Vorgänge der Provinzialverwaltung und will das Interesse dafür wachhalten.

Sport

Die Aufgaben des schlesischen Eissports

Von Georg Hallama, Vorsitzenden des Niederschlesischen Eissportverbandes

Der Eissport ist der eigentliche und älteste Wintersport Schlesiens. Er ist allerdings heut weit überholt von dem aus den Nordländern eingeführten Skisport, der für die Gebirge unstreitig die Führung beanspruchen kann. Aber für das weite Tiefland Schlesiens mit seinen vielen Städten, ist der Eissport der Wintersport, und in den Kurorten und Bädern des schlesischen Gebirges müßte der Eissport ebenso betrieben werden wie der Schneesport. Es ist dies nicht nur eine Frage des Sportes selbst, sondern auch eine Frage des Verkehrs und damit der Wirtschaft. Leider ist diesen Umständen bisher noch nicht genügend Rechnung getragen worden. So günstig das Klima Schlesiens für jeglichen Wintersport, auch den Eissport, ist, so wenig hat man sich in den letzten Jahrzehnten während des Aufstiegs der Leibesübungen um den Eissport gekümmert. Nur in Oberschlesien hat der Eissport schon vor dem Kriege, dank der Unterstützung der Regierung und einer planmäßigen Organisation mit Hilfe der Lehrerschaft, eine außerordentliche Blüte erfahren, in der Hauptsache zahlenmäßig, aber auch in den einzelnen Leistungen. Der

oberschlesische Spiel- und Eislaufverband hat bereits vor dem Kriege viele Tausende von Anhängern des Eissportes zusammengefaßt. Es sind wirkliche Sporteisbahnen nicht nur in den Städten, sondern auch in den Dörfern entstanden. Diese Arbeit ist nach dem Kriege von dem oberschlesischen Spiel- und Eislaufverband und dem oberschlesischen Eissportverbande fortgesetzt worden — mit viel Erfolg. Die Eisbahnen in Oppeln, Gleiwitz, Ratibor und anderen Städten zählen zu den besten Deutschlands. In Niederschlesien ging die Entwicklung langsamer vor sich, da hier zunächst die Förderung durch die Behörden fehlte. Der Breslauer Eislaufverein, der im nächsten Jahre sein 25jähriges Jubiläum feiern kann, blieb lange der einzige in Niederschlesien. Nach dem Kriege rief er den Niederschlesischen Eissportverband ins Leben, der anfänglich nur langsam Terrain in Schlesien gewann, in letzter Zeit aber schneller vorwärts gekommen ist. Es war nicht ganz leicht, die Vertreter der Städte und Kurorte für den Gedanken der Pflege des Eissportes zu gewinnen. In den Städten werden vielfach die Eisbahnen als gutes

Der „Mond“, eine schwierige
Eislauffigur



Phot. M. Hallama

Einnahmeobjekt betrachtet, während man beispielsweise bei Turnhallen nie auf diesen Gedanken kommen würde. Was ist aber besser, der Gesundheit zuträglich, eine Leibesübung in geschlossenem Raume oder in frischer Luft? Darauf eine Antwort zu erteilen, ist nicht notwendig, denn dies beantwortet sich von selbst. Vielfach hat man auch das Eislaufen als Kindervergnügen betrachtet und betrachtet es auch jetzt zum Teil noch so, während der Eissport in Wirklichkeit, wenigstens das Eiskunstlaufen, die schwierigste Leibesübung überhaupt ist. Aber die wenigsten haben Eiskunstlauf in Vollendung gesehen und sie urteilen von dem Leben und Treiben aus, das in ihrer Stadt auf der Eisbahn herrscht und das, weil die Eisbahnen nicht ordentlich gepflegt und der Eissport nicht richtig betrieben werden, tatsächlich nur ein Eislaufen aber kein Eissport ist. Das ist sehr bedauerlich, denn der wirkliche Eissport kann den Orten viel Leben bringen, der Jugend viel Anregung und Förderung. Ja, der Eissport, richtig betrieben, kann bis ins vorgeschrittene Alter gepflegt werden, wie Beispiele lehren. Es lohnt sich also schon, dem Eissport nachzugehen, ihn weiter in Schlesien zu entwickeln. Es ist auch ein Sport, der, was nicht von jedem gesagt werden kann, die Grazie fördert und der sich freihält von Übertreibungen und Rohheiten.

Der Gipfel des Eissportes ist das Eiskunstlaufen, die wohl die ästhetischste Leibesübung überhaupt ist. Es kann sich in ihr jeder ausbilden, der einigermaßen Geschicklichkeit besitzt. Freilich vorgeschrittenere Leistungen sind nur wenigen beschieden, die eine besondere Begabung für das Eiskunstlaufen und außerdem Fleiß und Ausdauer besitzen. Eishockey ist der schnellste Bewegungssport und eine besondere Anziehung für die Jugend. Aber auch in ihn muß man schon Tüchtiges leisten können, wenn man, wie dies bei großen Hockeykämpfen geschieht, das Publikum zu einer Begeisterung sondergleichen mitreißen will. Eistourenlaufen kann jeder, ebenso eissegeln. Dazu gehört allerdings einiger Mut, denn mit Eissegeljachten, wie sie ganz gut auf unseren Seen zu gebrauchen wären, erreicht man Geschwindigkeiten, die über die des Autos gehen, und die so groß sind, daß man beispielsweise über offene Stellen im Eise einfach hinwegfliegt. Ein großer Teil der Läufer wird

sich mit dem sogenannten Promenadenlaufen begnügen, d. h. nach Musik im leichten Bogen um die Eisbahn herumlaufen. Es lassen sich, wenn die Läufer einigermaßen gleichmäßig sind und den Schlittschuh wirklich beherrschen, Polonaisen und Quadrillen auf dem Eise aufführen, ja ein Eislaufverein, der auf der Höhe steht, wird mühelos ein Dutzend Tanzpaare auf dem Eisparkett zusammenstellen können, die nun, ganz anders wie im Saale, mit schmiegsamen Wiegeschritten im Walzer die Eisfläche durchmessen. Kühnheit verlangt wiederum das Schnelllaufen. Auch das ist etwas für die Jugend. Im Eiskunstlauf kann man auch in vorgerückteren Jahren mit Aussicht auf Erfolg gegen die Jugend in Wettbewerb treten.

Die Tatsache, daß Eislauf und Musik im engsten Zusammenhange stehen, daß andererseits der Eissport Zweige besitze, die an Mut, Kühnheit, Kampfgeist die höchsten Anforderungen stellen, macht den Eissport zu einer der wertvollsten und interessantesten Leibesübungen. Um so weniger ist zu verstehen, daß in einem Wintersportland, wie es Schlesien mit seinem kontinentalen Klima ist, der Eissport so wenig entwickelt ist. In Breslau besteht er seit 24 Jahren und er hat sich namentlich in den letzten Jahren zwar in den Leistungen, dagegen zahlenmäßig kaum entwickelt. Immerhin ist das Interesse gewachsen, denn zu dem ältesten Eislaufverein Schlesiens, dem Breslauer Eislaufverein, sind in Breslau im vorigen Winter und in dem jetzigen zwei Vereine hinzugetreten. In Görlitz bestehen seit Jahren zwei Eislaufvereine, die auch wiederholt mit Erfolg in Wettbewerben hervorgetreten sind, der Görlitzer Eislaufverein und die Eissportabteilung des Görlitzer Tennisclub von 06. Die Luftkurorte Krummhübel und Schreiberhau bemühen sich seit Jahren mit Erfolg, den Eissport in den verschiedensten Zweigen zu pflegen. Im Rahmen der deutschen Winterkampfspiele sind in Krummhübel Eishockeykämpfe, Eiskunstlaufen, Eisschießen und Schnelllaufen, diese auf dem Kleinen Teich, durchgeführt worden. In Bad Flinsberg hat man alles für eine erstklassige Eisbahn vorbereitet, die in diesem Winter zum ersten Male Veranstaltungen größerer eissportlicher Art sehen soll, nachdem bereits im vorigen Jahre mit Eishockey und Eisschießen der Anfang gemacht worden ist. In Liegnitz bestehen seit

etwa zwei Jahren zwei Eislaufvereine, und die Stadt Liegnitz zeigt großes Interesse für den Eissport, auch für den Eistourensport und den Segelsport auf den Seen. Die Stadt Glogau hat vor Jahren Schaukunstlaufen durchgeführt. Seitdem ist es aber wieder still geworden, und es wäre zu hoffen, daß auch dort wieder durch Veranstaltung der Eissport gefördert wird. Auch Strehlen zeigt Interesse für Eissport. Zu einer besonderen praktischen Auswirkung ist dies aber noch nicht gekommen. Bad Reinerz hat als eines der ersten Bäder den Eissport aufgenommen, in den letzten Jahren aber keine Veranstaltung durchgeführt. Bad Salzbrunn will in diesem Winter den Eissport rege betreiben. Das ist eigentlich recht wenig für Niederschlesien, und es bleibt im Vergleich zu Oberschlesien weit zurück. Es würde zu weit führen, alle die oberschlesischen Orte zu nennen, in denen der Eissport wirklich betrieben wird. Wo bleiben die anderen schlesischen Städte, wo die anderen schlesischen Bäder und Kurorte? Es müßte doch möglich sein, in jedem Orte eine Anzahl von Anhängern und Förderern des Eissportes zu finden, die mit Unterstützung der Stadt — ohne diese geht es nicht — eine gute sportlich gepflegte Eisbahn ins Leben ruft und den Eissport bei sich einführt. Ohne eine sportlich gepflegte Eisbahn ist Eissport nicht möglich. Die Eisbahn braucht durchaus nicht groß zu sein. Es genügt eine Fläche von 70 mal 35 m. Auf einer solchen Eisbahn können Eiskunstlaufen, Eis-

hockey, Promenadenlaufen und Eisschießen sportlich durchgeführt werden. Eisschnellaufen verlangt erheblich größere Eisflächen, deren Erhaltung mit großen Kosten verbunden ist. Aber auch auf einer kleineren Bahn kann man Eisschnellaufen wenigstens mit Kunstlaufschlittschuhen pflegen. Eistourenlaufen und Eissegeln kann man auf unsern größeren schlesischen Seen und auf den Talsperrenseen, sofern ihr Wasser nicht etwa ungleichmäßig ab- und zugelassen wird. Aber man hört eigentlich nicht viel von der Ausnutzung solcher Möglichkeiten, obwohl sie doch im Interesse der in Betracht kommenden Orte und vor allen Dingen im Interesse der Jugend liegt. Gerade in der jetzigen Zeit sollte man den Eissport nicht weiter so vernachlässigen, wie es bisher geschehen ist. Bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen wird man den Skisport, der Reisen ins Gebirge verlangt, nicht so betreiben können wie ehemals. Der Eissport ist ein gewisser Ersatz, wenn er auch von ganz anderer Art ist; vor allem ist er der Wintersport für alle Orte des Tieflandes und ein wichtiger Wintersport für alle Bäder und Luftkurorte. In Oberbayern, im Schwarzwald, im Harz hat man dies längst erkannt; warum nicht in Schlesien? Mögen denn diese Zeilen dazu beitragen, daß allenthalben auch in Niederschlesien Eislaufvereine ins Leben gerufen werden und daß sie von den Städten unterstützt werden, wie beides in Oberschlesien seit Jahrzehnten der Fall ist.

Bücher

Emil Belzner: Marschieren, nicht träumen. — Roman. Gebr. Enoch Verlag, Hamburg 1931.

Dieses erstaunliche Buch soll deswegen hier besprochen werden, weil es aufs genaueste die Lage zu kennzeichnen vermag, in der sich große Teile des jungen Schrifttums von heute befinden. Die Fabel ist in einem Satz erzählt: der Major Ritchard, Kavallerieoffizier, Soldat bis auf die Knochen, geht daran zugrunde, daß er, wie sehr er sich auch quält und schindet, in seinen Memoiren die Wahrheit des Krieges nicht wahr und richtig zu erzählen vermag; der Dichter Belzner (der sich selbst in diesem Buche wirkungsvoll auftreten läßt), Ritchards Schatten, Freund und Kamerad, wird dadurch zum Mann, daß er diesem Untergang beiwohnt und ihn in allen seinen Phasen getreulich belauscht und aufzeichnet. Eine einfache und klare Rechnung, wie man sieht, das Thema für eine Kurzgeschichte unterm Strich, wenn man den äußeren Aufbau und die Architektur des Geschehens abmißt.

Doch der Dichter Belzner hat es sich nicht leicht gemacht. Er hat es sich so schwer gemacht wie nur möglich. Er erzählt mehrere Geschichten durcheinander, und sie gelingen ihm, da er es versteht, mit seinem Stil zu brillieren, sehr gut. Diese Geschichten aber sind nur ein Vorwand, denn die Hauptsache bei diesem Roman sind die geistigen und weltanschaulichen Absichten seines Verfassers. Zunächst möchte er eine Travestie auf die Kriegsdichtung der letzten Jahre geben, er möchte darlegen, wie alle diese Bücher, die so großen Erfolg hatten, nichts sind,

gemessen an der Wirklichkeit; und es liegt ihm daran, der Dichtung, der Phantasie, den Dichtern und den Wortemachern überhaupt eins auf die Finger zu geben. Und so macht er selbst Worte und läßt seine eigene Phantasie voltigieren. Er möchte zweitens eine eigene Romanform kreieren, deshalb nimmt er alles zusammen, was er von der Romantik weiß und kennt und streut mit kalter Überlegung Leitartikel, Witze, lyrische Landschaften und unwahrscheinliche, gespenstische Episoden dazwischen. Und er möchte drittens der Zeit eins auswischen, zäumt sich selbst als Clown auf (ein Autor, der seine eigene Person lächerlich findet!) und stellt sich immer wieder in den Vordergrund, mit dem Finger auf dieses und jenes weisend, wie wichtig es sei; seine Ironie ins Gefecht führend, sein großes Wissen und seine außerordentliche Klugheit bei jeder Gelegenheit unter Beweis stellend.

Das Ganze wird also eins jener Bücher, die des Ehrgeizes halber geschrieben wurden. Beteiligt ist der Dichter Belzner nur an dem Erfolg seines Romans, er zittert nicht um das Schicksal seiner erdachten Menschen, er spielt mit ihm und führt es logisch und virtuos zu Ende. Jedoch — geholfen ist der Dichtung durch Tiraden, dem Roman als Kunstform durch einen neuen Taillenschnitt, und der Zeit als Aufgabe jedes Menschen, der in ihr lebt, durch Ironisierung und selbsterdachte Spieluhren des Geistes keineswegs. Alle sind sie — diese Gläser, Ebermayer, Klang, Klaus Mann und Belzner kluge Regisseure ihres eigenen Puppentheaters; Geschicklichkeit, Geschmack,

Kultur, ein umfassendes Wörterbuch, sie sind bei diesen Literaten vorhanden, die in den Kostümen von Dichtern wieder und wieder vor die Öffentlichkeit treten. Aber man stelle nicht die Frage nach ihrem Herzen.

Horst Lange.

Gertrud Scupin: Lebensbild eines deutschen Schuljungen. Tagebuch einer Mutter. Leipzig. Dürrsche Buchhandlung. 1931.

Die von der bekannten Bahnbrecherin jugendkundlicher Forschung, Charlotte Bühler, erfolgreich eingeführte Methode, Tagebücher Jugendlicher für diese Forschung auszuwerten, und ihr notwendiges Gegenstück, die Methode systematischer Fremdbeobachtung, von Charlotte Bühler an Gruppen Jugendlicher durchgeführt, findet in vorliegendem Tagebuche einer Mutter von Gertrud Scupin eine willkommene Ergänzung. Das Buch hat die Beobachtung eines einzigen Kindes während eines längeren Zeitraumes, der Schulzeit, zum Gegenstand. Es setzt die bereits erschienenen beiden Tagebücher aus dem ersten Kindesalter desselben Knaben von Ernst und Gertrud Scupin mit Glück fort. Gertrud Scupin versteht es, ihre Beobachtungen in so reizvolle Form zu kleiden, daß man das Buch auch abgesehen von allem Interesse für Erziehungsfragen gern liest, zumal es ein anschauliches Bild vom Kriegserlebnis der Daheimgebliebenen und, was uns besonders angeht, der daheimgebliebenen Breslauer, gibt und so den Krieg selbst von einer noch nicht oft durch die Feder festgehaltenen Seite beleuchtet.

Das Buch ist mit Lichtbildern des Knaben aus verschiedenen Lebensaltern, mit Schriftproben und kindlichen Handzeichnungen illustriert und kann — außer dem Pädagogen — jeder Mutter zur Lektüre wärmstens empfohlen werden.

D. W.

Moeller van den Bruck: Der preußische Stil, mit einem Vorwort von Hans Schwarz; neue Fassung, 3. Auflage mit 30 Bildtafeln. Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau.

Moeller war niemals Kunsthistoriker im üblichen Sinne, er war ein Deuter und Seher von einer wahrhaft künstlerischen Phantasie und Gestaltungskraft. Im Tiefsten seines Wesens ist er Metaphysiker gewesen, Er glaubte an das „Karma einer Rasse“, an das „Genie einer Landschaft“, und er war ein Liebender, wie es wenige gab. Seine letzte große Liebe war: Preußen.

Dieser Begriff des „preußischen Stiles“, von ihm zuerst aufs glücklichste geprägt, geht von der Deutung der ästhetischen Form aus und dringt zum ethischen Inhalt, und zur politischen Forderung vor: „Preußen muß sein!“

In der Deutung des preußischen Stiles berührt sich Moeller aufs engste mit Spengler („Preußentum und Sozialismus“) und nimmt ihn vorweg. Beide sehen

das Preußische in diesem: „Ich dien“, in dieser Selbstdisziplin der Leistung, die als Werk aus der Leidenschaft des Tuns ausgeschmolzen wird.

In den Leistungen des Preußentums von den mittelalterlichen Bauwerken der Mark an, über Schlüters Wirksamkeit in Berlin, der Schöpfung Potsdams bis zur Erfüllung in den Werken eines Gilly, eines Schinkel, sieht Moeller nicht Sonderstile, sondern einen Stil, den die Konstanten von Landschaft, Mensch und politischer Sendung formen, eben den „preußischen“. So wird der Klassizismus zum preußischen Stil schlechthin, insofern als Klassizismus soviel wie „Schönheit in Ordnung“ ist. Und preußisches Sein ist „Leben in Ordnung“.

Daß dieses Buch gerade im gegenwärtigen Augenblick und gerade in Schlesien in einer Neuauflage herauskommt, will uns nicht zufällig erscheinen. Schlesien trägt wie die Mark das Stigma des östlichen Koloniallandes, Schicksalswenden des Preußentums vollzogen sich auf seinem Boden, und mit den beiden Breslauer Bauräten Langhans hat Schlesien bedeutenden Anteil am preußischen Stil, dem Klassizismus. So ist das Bibliothekszimmer Friedrichs des Großen im Stadtschloß zu Breslau, im jetzigen Schloßmuseum, mit Recht in diesem Buch abgebildet, das einen völlig neuen, herrlichen Bildschmuck erhalten hat. Die Ausstattung, bei der Paquita Kowalsky Einband und Umschlag mit ausgezeichnetem Verständnis für den besonderen Sinn des Buches betreute, kann überhaupt nicht genug gelobt werden.

Dr. E. Sch—r.

Bilder zur Kunst- und Kulturgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. A. Rumpf, Privatdozent Dr. G. Schoenberger, Prof. Dr. R. Graul. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

Das Bestreben, in der Erziehung des Kindes neben das Wort immer stärker das Bild zu setzen, hat diesen Bilderatlas hervorgebracht, der ein vortreffliches Begleitwerk für den geschichtlichen Unterricht bildet. Von der ägyptischen Kunst an werden wir über die klassische Antike, das Mittelalter, die Neuzeit zur Kunst der Gegenwart geführt, wobei die Auswahl nach den Gesichtspunkten der Qualität, aber auch der Geistes- und Lebensart der einzelnen Zeiten erfolgt ist. Deutsche Kunst- und Kulturentwicklung steht im Mittelpunkt des Ganzen, aber auch die anderen jeweils führenden Länder werden gebührend berücksichtigt. Der Text ist ganz kurz, aber klug belehrend gehalten, und so ist alles in allem ein Werk entstanden, das eindringlich empfohlen werden kann.

F. L.

Heimatkalender.

Grafshofersch Feiertagabend 1932. Herausgegeben von Robert Karger. Druck und Verlag Gebr. Jenkner, Glatz.

Heimatkalender für die Kreise um den Gröditzberg, Bunzlau, Goldberg, Haynau 1932.



Treppe im Hause Karlstraße 43

Bildprobe aus R. Stein: Das Breslauer Bürgerhaus

Oppelner Heimatkalender für Stadt und Land 1932. Begründet und herausgegeben von Friedrich Stumpe, Obmann der Vereinigung der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften im Kreise Oppeln. Verlag Kreisheimatsstelle.

Ein schöner Kalender für Schlesien

Das dritte Mal erscheint dieser in Wort und Bild vorbildlich zusammengestellte Abreißkalender: „Jahrweiser für Schlesien“, herausgegeben von Helmut Niepel, Wigandsthal, Isargebirge im Verlag Rudolf Schneider, Markersdorf. Der Kalender enthält nach vorzüglich ausgewählten Fotos Kupfertiefdrucke von schlesischen Landschaften, Stadtbildern, Kunstwerken und volkskundlichen Szenen. Ein schönes preiswertes Weihnachtsgeschenk für jedes schlesische Haus (2,50 RM.).

Grünberger Hauskalender, Heimatkalender für die Kreise Grünberg und Freystadt auf das Jahr 1932. Unter Mitarbeit der Vereinigung für Heimatschutz und Heimatpflege in Stadt und Kreis Grünberg und der Vereinigung für Natur- und Heimatschutz des Kreises Freystadt herausgegeben von der Kreisverwaltung Grünberg. 22. Ausgabe.

Pünktlich stellen sich trotz des schweren Jahres die Heimatkalender wieder ein und bringen in ihrem bunten Inhalt viele Beiträge zur Geschichte und Kultur der engeren Heimat. Aus den volkstümlichen humoristischen Beiträgen des ersten geben wir im Schlesischen Himmereich ein paar Proben.

Bücher von schlesischer Kunst

Dr. Rudolf Stein: Das Breslauer Bürgerhaus.

Einzelschriften zur schlesischen Geschichte, herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien, Band VI, Breslau 1931, Priebsatschs Buchhandlung.

Breslau, diese Stadt einer alten Bürgerkultur, kann mit Stolz auch auf seine Profanbauten hinweisen, die — mit Ausnahme des Rathauses — im Reiche und beinahe auch den eigenen Stadtbewohnern so gut wie unbekannt sind. Um so wertvoller wird daher Steins Buch empfunden werden müssen, das der Geschichte und dem Wesen des Breslauer Bürgerhauses — dieser Begriff wird hier auch auf die städtischen Wohnbauten des Adels ausgedehnt — nachgeht. In Einzelabschnitten führt Stein den Leser durch das Werden und Wachsen Breslaus von der Stadtgründung und der damit verbundenen Grundrißplanung im Mittelalter bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Le-

bendig wird jene Entwicklung, die das Breslauer Bürgerhaus durch alle Stilphasen durchläuft, und auf der anderen Seite jene Zurückhaltung aufgezeigt, die letzte, aus jedem Stil sich ergebende Konsequenzen ablehnt. Zwei weitere Abschnitte behandeln das Bürgerhaus als städtebauliches Element und die Innenausstattung des Breslauer Bürgerhauses. Was im letzteren Abschnitt an Schönheiten — hingewiesen sei vor allem auf die prächtigen Treppenanlagen und die reizvollen Wand- und Deckenverzierungen — aus dem Verborgenen hervorgeholt wurde, ist überraschend. Unterstützt werden alle diese Ausführungen durch ein gut ausgewähltes und reichhaltiges Bildmaterial, Photos und Zeichnungen.

Einen besonderen Teil des Werkes bilden dann die angefügten Rekonstruktionen, von denen vor allem die des Zustandes der äußeren Ringseiten um 1800 größten Wert besitzen. Stein, Architekt und Kunsthistoriker, hat hier ein Unternehmen zu einem glück-

lichen Ende geführt, das einerseits mühevoller Kleinarbeit, auf der anderen Seite besonderer Einfühlung bedurfte, um aus vielen, oft sehr voneinander abweichenden bildlichen Quellen diejenige Göttergattung herauszuschälen, die dem Charakter des betreffenden Bauwerks entspricht. Deutlich wird an Hand dieser Rekonstruktionen klar, was an Harmonie und Wohlklang bei vielen dieser Ringhäuser zerstört wurde, ohne Gleichwertiges an ihre Stelle zu setzen. Doch wird hierfür wenigstens ein gewisser Ausgleich geschaffen werden durch das Modell des gesamten Ringes, das dankenswerterweise die Stadt Breslau und das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer nach den hier schon vorliegenden Rekonstruktionen der äußeren Ringseiten und den noch von Stein zu bearbeitenden des inneren Ringes in Auftrag gegeben hat. Der gewählte Maßstab 1 : 100 wird dieses Modell zu einem anschaulichen und repräsentablen Besitz Breslaus machen. Es ist zu hoffen, daß die auch buchnisch ausgezeichnete Schrift Steins, um deren Herausgabe sich die Historische Kommission für Schlesien und die Stadt Breslau verdient gemacht haben, ihren Teil dazu beitragen wird, daß, um mit Pinder zu sprechen, „der Bann, den westliche Überheblichkeit auf diese reiche und schöne Stadt gelegt hat, endlich gebrochen werde.“

Erich Meyer: Michael Klahr d. Ä. Ein Beitrag der schlesischen Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Glatz, 1931.

Das kunsthistorische Institut der Universität Breslau hat gerade in der letzten Zeit sehr viel für die Erforschung speziell schlesischer Kunstdenkmäler getan. Neben der mittelalterlichen Malerei und Skulptur hat

sein Hauptinteresse der barocken Skulptur Schlesiens gegolten, eine Wendung, die in der Sammlerarbeit der beiden Breslauer Museen eine weitere Stütze fand.

Vorliegende Arbeit, von Professor Landsberger angeregt, gilt dem aus der Grafschaft Glatz stammenden und in ihr schaffenden Bildhauer Michael Klahr, einem Künstler von so ausgesprochen heimatlich bedingter Persönlichkeit, daß es sich schon lohnte, ihm eine Monographie zu widmen. Die relativ zahlreiche Anzahl fest bestimmbarer Werke seiner Hand (vor allem für die katholischen Kirchen in Glatz, Schönfeld, Wölfelsdorf, Landeck, ferner die Dreifaltigkeitssäule auf dem Ringe in Landeck) gestatten Entwicklung und Eigenart festzustellen. Auch hier hält der Schlesier die Mitte zwischen dem schwelgerischen Barock des Südens und dem gehalteneren Stil des Nordens, Er ist gewissermaßen der Süddeutsche unter den Stämmen nördlich des Mains. Die Beziehungen zu Prag, zu Brockhoff etwa, sind bei Klahr, dem Schüler des Glatzer Jesuitenkollegiums, naturgemäß besonders enge. Auch in Breslau finden wir Werke seiner Hand, zwei Engel von der ehemaligen Glatzer Orgel, im Besitz von Prof. Masner und Prof. Hintze und vielleicht die köstlichste Probe seiner Kunst, den kleinen Bozzetto eines Andreas im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer.

Neben dieser plastischen Skizze hat sich in Landecker Privatbesitz eine stattliche Reihe von Zeichnungen erhalten, die uns einen besonders intimen Einblick in seine Schaffensweise gestatten.

Das Buch Meyers stellt in sauberster Arbeit all dieses verfügbare Material über Klahr in einem gut geschriebenen Textteil und einem schön gedruckten Abbildungsteil zusammen. Dr. E. Schr.—r.

Mitteilungen der Vereine

Kunstgewerbeverein für Breslau und Schlesien

Der Kunstgewerbeverein hielt am Freitag den 23. Oktober 1931 seine diesjährige Hauptversammlung mit der üblichen Tagesordnung (Jahresbericht, Kassenbericht und Bericht der Kassenprüfer, Entlastung des Vorstandes, Neuwahl des Vorstandes und des Ausschusses, Wirtschaftsplan des neuen Vereinsjahres) im Sitzungssaal des Kunstgewerbemuseums ab. Dem verstorbenen Schriftführer, Herrn Prof. Dr. Buchwald, der fast drei Jahrzehnte dieses Amt bekleidete, wurde durch Erheben von den Plätzen die letzte Ehre erwiesen. Zum 1. Vorsitzenden erfolgte die Wiederwahl des Herrn Obermeister Streit. Für den durch Tod ausgeschiedenen 1. Schriftführer wurde Herr Architekt BDA. Ulrich Stein gewählt, als 2. Schriftführer Herr Dr. Schellenberg. Für den ausscheidenden 1. Kassenführer wurde Herr Fabrikbesitzer Will, als 2. Kassenführer Herr Dipl.-Ing. Flaker gewählt. Neu in den Ausschuß traten ein: Herr Direktor Gläser und Herr Museumsdirektor Prof. Dr. Masner. Der durch Herrn Architekt Stein gegebene Jahresbericht zeigte die rege Tätigkeit, welche der Verein trotz der schweren wirtschaftlichen

Notzeit im vergangenen Jahr entwickelt hat. Frische Hoffnung knüpft sich an das von dem Vorsitzenden, Herrn Obermeister Streit, gegebene neue Arbeitsprogramm, das sich vor allem der Jugendpflege und Jugenderziehung zuwendet. Das genaue Winterprogramm wird in einer Sondersitzung beraten und dann bekanntgegeben werden. — Nach der Versammlung führte Herr Dr. Scheyer durch die im Lichthof des Museums befindliche Gedächtnisausstellung des Herrn Prof. Dr. Hintze. Die gezeigten schriftstellerischen Werke sowie die eingehenden Erläuterungen des Herrn Dr. Scheyer gaben einen fesselnden Einblick in das intensive Schaffen des leider zu früh Verstorbenen. — Um die heute besonders notwendige Tatkraft des Vereins zu stützen, dessen Aufgabe es ist, die handwerklichen und kunstgewerblichen Interessen Breslaus und Schlesiens zu fördern, wird höflichst gebeten, dem Verein beizutreten und neue Mitglieder zu werben. — Die neue Geschäftsstelle befindet sich Wagnerstraße 20, Rufnummer 46496.

U. Stein.

JUGEND UND HEIMAT



Der
Eisenbahnattentäter

Holzschnitt
des Obersekundaners
Niemann, Oppeln

Ewa'd Welzel: Glückliche Jugend

Unter diesem Titel erschien soeben im Brehm-Verlag, Berlin ein mit reizenden Fotos geschmücktes Buch, das uns das Leben der Schulkinder in einem schlesischen Dorfe schildert. Wir entnehmen ihm die nachfolgende Schilderung:

Einmal beobachtete ich vom Schulfenster aus den kleinen Artur in einer sehr peinlichen Lage. Es war bereits halbeins, also Schulbeginn, als Artur mit den Büchern auf dem Rücken über seinen elterlichen Hof stürmte, um im Dauerlauf noch einigermaßen zeitig die Schule zu erreichen. Doch o weh! Am Hoftor draußen an der Straßenseite stand eine Herde Gänse, vor ihnen der gefürchtete Gansch, und mit ohrenbetäubendem Geschnatter empfingen sie den rennenden Jungen. Blitzschnell prallte er vor der schrecklichen Gänsegefahr zurück, schlug die Hoftür zu und saß nun, von gefährlichen Langhälsen laut spektakelnd bewacht, wie ein Gefangener auf dem Hof fest. Was tun? Artur holte einen Knüppel und schlug wie ein Wahnsinniger und schimpfte, zischte, fauchte und spuckte an den Zaun; doch das reizte das Gänsevieh immer mehr zur Offensive. Artur warf jetzt mit Erdstücken, sie platzten wie Schrapnellgeschosse am Drahtzaun auseinander und spritzten über die weiße Schar. Doch hatte diese Abwehrmaßnahme leider gegenteiligen Erfolg. Nirgend war ein Mensch zu sehen, der dem armen Jungen aus seiner verzweifelten Lage hätte helfen können. Dazu kam, daß er den Lehrer bereits in die Schule hatte gehen sehen und er immer noch keinen Weg zur Erlösung finden konnte. Ich stand beobachtend am Schulfenster und war doch neugierig, wie er sich aus dieser Lage befreien würde.

Arturs Verzweiflung wurde von Minute zu Minute größer. Ihm purzelten die ersten Tränen über seine

geröteten Wangen, schon entranen sich beim Werfen, Hauen und Schlagen einige gepreßte Verzweiflungstöne seiner Brust, als endlich draußen auf dem Wege einer von den großen Jungens entlangspaziert kam.

„Paule, Paule, kumm schnell, und hilf mer mal die Gänsebiester wegzagen, aber schnell, härschte! Der Lärre is schunt ei der Schule!“ Paul, einer der ganz starken und mutigen Jungen, der bereits viel Kämpfe mit dem Gänsevolk bestanden und auf Grund reichlicher Erfahrung „den Bogen weg hatte“, ging forschen Schrittes auf die Übeltäter zu, packte den alten Gänsemann, der sich ihm sofort furchtlos entgegenstellte, am Hals, drehte ihn mehrmals im Kreise herum und überließ ihn der Zentrifugalkraft. Doch die Gänse ließen nicht so leicht locker. Schon im nächsten Augenblick war der Gansch herbeigeeilt, um blutige Rache zu nehmen. Doch Paul vollführte geschickt dasselbe Manöver, nur daß er ihn, im Kreis herumtanzend, ein weites Ende mit fortnahm. Auf diese Weise lenkte er den Kampfplatz von Arturs Gefängnistür nach einer anderen Richtung. Die Gänseherde war ihrem bedrängten Herrn schnatternd gefolgt, Artur schlüpfte, von Angst getrieben, eiligst zum Hoftor hinaus, und in rasendem Tempo langte er vor mir an. Als ich nun den kleinen Helden fragte, warum nicht er dem alten Gansch den Kragen umgedreht hätte, da meinte er treuherzig: „Ja, wenn ich wer bei den Großen sein, da kann ich das auch!“

Schlesisches Sittlichkeitsreich

Die Angst.

Man schreibt uns:

Einmal traf Otto Müller einen Schüler, der sich wochenlang nicht hatte in der Klasse sehen lassen, verzweifelt mit sich, Gott und seinem Künstlertum hadernnd.

„Na, wie geht's?“ fragte Müller und klopfte dem gebückten Jungen ermunternd auf die Schulter. Lassen Sie sich doch wieder mal sehen!“

„Ich kann nicht, Herr Professor!“ sagte der andere betrübt. „Ich habe Angst vor meiner Arbeit und vor den Menschen, ich halte mich für unfähigt, Herr Professor. Ich werde lieber auf den Höfen singen gehen, da leiste ich vielleicht Besseres!“

Darauf Müller: „Ja, ja, mit der Angst is das so 'ne Sache. Da muß ich Ihnen mal was erzählen — — Als ich das erstmal in der Akademie unterrichten sollte, hab' ich 'ne Angst vor den Schülern gehabt! Se können sich gar nich vorstellen, wie mich die tagelang vorher plagte. Wohl die ganzen Nächte hab' ich mir den Kopf zerbrochen, am liebsten wollt' ich schon de gutte Stelle fahren lassen. Da kam 'mer een Gedanke, een Gedanke, der war Gold wert. Wissen Se was? Ich hab' mer gedacht, das Beste wäre, de Schüler kriegen vor mir Angst. Ja, und da hab' ich zu Hause brüllen geübt. Nu und als ich das erste Mal unterrichtete, da haben se alle so Angst vor mir bekommen, daß ich nachher zu Hause lange Zeit gelacht habe, als ich an de erschreckten Gesichter dachte. — Seh'n Se, so müssen Se's auch machen. Brüllen müssen Se lern'. Sich anbrüllen! De Menschen anbrüllen! Und de Leinwand anbrüllen! So müssen Se's machen! Mahlzeit!“

Margot Eckstein-Strietzel.

Der alte Totengräber in St.

Der alte Totengräber in St. goß gerne einen hinter die Binde und dann besonders gern, wenn er, was ja im Jahre nicht oft vorkam, ein Grab zu machen hatte. Das war nun einst zur schönen Sommerszeit der Fall. Er war trotz seines „Dusels“ soweit fertig, schlief aber im Grabe ein. Am Begräbnismorgen geht der Herr Pfarrer vorbei, tut einen Blick in das Grab und sieht den wackeren Totengräber darin. Auf den Weckruf des geistlichen Herrn hin aber gab jener zur Antwort: „Nie amool eim Groabe hoot ma Ruh!“ Aus dem Kalender: „Grofschofters Feierabend“ von 1932.

Auch eine Taxe.

In dem gleichen Kalender fanden wir die folgende Geschichte. Ein höherer Beamter geht über Land, um zu revidieren. Eine Bahn gibt es dort nicht, und sonstige Fahrgelegenheiten sind auch nicht zu haben. Da trifft er einen Schweinehändler und setzt sich neben ihn auf das Wägelchen. Als der Herr am Ziele ist, fragt er nach der Taxe. Der Händler wehrt zuerst ab, er hätte keine bestimmte Taxe. „Aber Sie müssen doch wissen, was Sie zu verlangen haben“, drängte der Herr. Darauf der Händler: „Nuu, fier a Schweinla nahm ich halt immer fuffza Bihma!“

Schlesisches Volkstum im Humor.

Ein Bahngespräch.

Am 1. September 1931 begegnen sich zum ersten Male seit dem Kriege zwei alte Kameraden, schlesische Bauern, in einem neuen Eilzugwagen. Gehen nicht etwa aufeinander zu; jeder hat Bekannte neben sich, jeder bleibt in seinem Abteil sitzen. Von Platz zu Platz findet folgende laute Wiedersehensunterhaltung statt: „Nu sieh ock, Karle, das bist du ja! Wo fährst de denn hin?“ — „Nach Breslau.“

„Nee, da hast es aber gutt. Nu wie gieht dersch denn?“ „Gesundheitlich gieht mersch gutt. Angst und Geld hab ich nie!“

„Wie giehts denn dem Schulze-Maxe?“

„Dem giehts nie a su gutt, der hat sechs Kinder.“

„Siehste, frieher hatten die Kinder Rotznasen; heute haben die Rotznasen Kinder! Wieviel Kinder hast du denn?“ — „Drei Mädels.“

„Da wird's Zeit, daß de zum Professor fährst, wegen a Jungen! Du kummst wohl au nie mehr nach Guhrau?“

„Nee, das kust zu viel Geld; da gieht ma ei die Kneipe und da trifft ma denn da und denn da und das kust Geld. Nee, bei mir langt's nie mal bis Winzig.“

„Nu siehste, da hast des aber gutt, da fährste heute nach Breslau! Was machn där Micke?“

„Ach, där Micke? Där Micke? Der macht schmuck. In unser Ecke steckt noch viel Geld. Wer hat, der hat! Neulich is eener aufm Finanzamt, der klagt so, dem fällt's Zahlen so schwer, da spricht er zum Micke: „Du, kannst mer nie zweitausend Mark burgen?“ „Wenn's weiter nischt is, nu freilich! Da gibt a ihm zwei Tausendmarkscheine aus der Brieftasche raus — natierlich waren's alte!“

„Wo steckt denn dei Bruder jetzt?“ — „Ei Liegnitz.“ „Nu, da hat er aber Schwein gehabt. — Wie lange warst du eigentlich draußen?“

„Bis November siebzehn, bis ich a Ding ei der Knuche hatte. Fußsplitter. — Rente gebn se mir aber auch nie; die kriegen andre, die de mehr haben.“

„Na, da bleib ock gesund, machs gutt!“

Edmund Glaeser.

Die Saga eines Frauenlebens!

Hildur Dixelius

Sara Melia

Roman

Neuaufgabe: 11.—15. Tausend

Aus dem Schwedischen von W. u. D. v. d. Mülbe
512 S. 8°. Gehftet RM. 5.—, Leinen RM. 7.—

Kunstwart:

„Aus dem Klange eines unbekanntes Namens entwickelt sich ein Erlebnis, das die Verfasserin in die erste Reihe der modernen Erzählerinnen stellt. . . . Eine Frauengestalt wie Sara Melia findet auch in der neueren nordischen Literatur, die doch die Majorin der Lagerlöf und die Kristin der Undet besitzt, kaum ihresgleichen. Es strömt eine Kraft und Überzeugung aus diesem chronikartigen Roman, wie sie nur eine bedeutende Dichterin und ein starker Mensch zu vermitteln vermag.“

Verlag C. H. Beck München

Soeben erschienen:

Das Geheimnis der Seligkeiten

Roman. Von Col. Yver. Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von Th. Happak-Metzler. Oktav, 376 Seiten. Brosch. 5 RM., geb. 6 RM.

„Ein Roman, der mit erschütternder Konsequenz und Lebenswahrheit den Fluch des Geldes und die Seligkeit der Armut schildert.“

Der neue Kontinent

Ein Roman von übermorgen. Von Franz Enke. Oktav, 352 Seiten. Brosch. 5 RM., geb. 6 RM.

„Mit geradezu genialer Gestaltungskraft zeichnet uns der Verfasser eines der gewaltigsten technischen Zukunftsprobleme Europas und Afrikas: Die Umwandlung der Wüste Sahara zu einem Kulturland von der zwölffachen Größe Deutschlands . . . Die Träger der Handlung sind musterhaft gezeichnet.“

Qual der Lüge

Roman einer jungen Ehe. Von Marianne Maidori. Oktav, 240 Seiten. Brosch. 4,40 RM., geb. 5,40 RM.

„Ein Buch, hervorragend geschrieben in Sprache und Handlung, das von Anfang bis zum tiefergreifenden, hochdramatischen Schluß den Leser fesselt, erhebt und erschütter.“

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.
Einsiedeln — Waldshut — Köln — Straßburg

Durch alle Buchhandlungen.

Das neue Werk

von

**Josef
Wenter**



237 Seiten
Ganzleinen-
band M. 6.50

„Dieses Buch vom reichen und erfüllten Leben des edlen Fisches ist weit mehr als ein gewöhnliches „Tierbuch“. Es ist ein großer, von reifstem Gefühl und dunklem Wissen erfüllter Gesang an das Leben, der im ersten Teil „Strom“ brausend und mächtig einhergeht und schwillt und schwillt, bis er ins offene weite Meer mündet.

Alles weichlich Sentimentale, das den meisten Tierbüchern eigen ist, fehlt Gott sei Dank dem „Laikan“ völlig. Man gewahrt deutlich, daß hier nicht eine Sentimentalität, die sich an den Menschen nicht herantraut, sich des stummen Tieres bemächtigt, sondern ein männlicher Wille diktiert hat. Die ganze großartige wilde und schöne Grausamkeit der Natur, die heiße, herrische Freude des Lebens und sein erbarmungsloses Elend stehen, wie es eben wirklich ist, hart nebeneinander, und aus den beiden Melodien formt sich dieses wunderbare Lied des Lebens . . . Nach dem unendlich faden, abgestandenen Himbeerwasser der modernen Romanpsychologie ist der „Laikan“ wie ein köstlicher Trunk aus ganz frischer, lebendiger Quelle.“

(Dr. S. O. in den „Innsbrucker Nachrichten“.)

**Verlag J. Kösel & Fr. Pustet
München**

In einer Reihe

„Alte Schlesische Musik“

erschien als erstes Heft: **Zehn Lieder des Angelus Silesius** aus „Heilige Seelenlust“ mit den Weisen der Erstausgabe von **Georg Joseph**, für eine Singstimme und Cembalo (Klavier), herausgegeben von Privatdozent **Dr. Peter Epstein**
RM. 2.—

Verlag Konrad Littmann,
Breslau 1, Schmiedebrücke 29

Prospekte der Reihe „Alte Schlesische Musik“ kostenlos.

Erfolg durch Wissen

Bildung durch die Oper

**Ersparnis bei Zeichnung
eines Abonnements
im Stadttheater**

Lessing & Pohl, Breslau 1

Taschenstr. 29/31, Fernruf 54682

Kunstmaterialein - Magazin

Alle Farben und Gerätschaften für
jeden Zweig von Kunstmalerei

Fachgeschäft für Zeichenutensilien

für Bedarf in techn. Büros der Herren
Architekten, Baumeister und Schulen

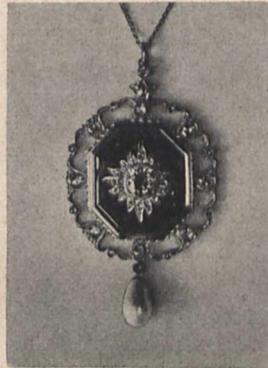
Der Wanderer im Riesengebirge

*Unentbehrlich für den Touristen
und Wintersportler, wie für den
Freund der Heimat u. des Gebirges*

*Jeden Monat ein reich bebildertes Heft
Bezugspreis: Vierteljährlich 25 Pfg.
Probenummern kostenfrei durch*

Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabtlg., Breslau 1

P.F. BERNHARD REIMANN, BERLIN



W9, LINKSTR. 10, LÜTZOW, B2, 1152



BÖSSERT

FABRIK UND EINZELVERKAUF
Neue Schweidnitzer Str. 15 hpt.
REINIGT. FÄRBT. REPARIERT.

Ihr eigenes Interesse

ist es, wenn Sie vor Ihren Weihnachtseinkäufen
die heute beiliegenden Prospekte der Firmen

Hermann Schultze Nachf., Breslau 1

über Kienzle-Crometa-Uhren

Rudolf Schneider, Markersdorf (Sa.)

**über Plischke-Jahrweiser,
Bilderbücher und Karten**

Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau 1

über neue Bücher

einer genauen Durchsicht unterziehen!

**Schauspiele
Opern**

Filme

Konzerte

Vorträge

Bilder

Bücher

Reisen

zu niedrigsten Einheitspreisen durch die

Breslauer Volksbühne

Geschäftsstelle: Schweidnitzer Straße 8a (Woolworthhaus), Eingang Karlstraße

Mittwoch und Sonnabend: 10—19 Uhr, sonst 10—14 und 17—19 Uhr



GUSTAV SCHRÖDER

nähert sich als Romandichter des Thüringer Waldes immer mehr einer literarischen Gestaltungskunst, die ihn mit den besten Vertretern des Heimatromans in eine Reihe stellt. Die markigen, kernigen Charaktere, die er mit gewohnter Vorliebe und bewährter Meisterschaft in seinen Büchern aufleben läßt, gedeihen am besten in bäuerlich-dörfischer Atmosphäre. Schröder liebt das Bauernleben, und wo er auch ein Stück aus ihm herausgreift, immer ist es interessant und mit all seinen Schicksalen und Nöten zu einer lebenswarmen Dichtung gestaltet. Man liest alles mit innerer Anteilnahme und nicht ohne seelischen Gewinn. *Berliner Lokal-Anzeiger*

Der rechte Erbe

Roman. In Ganzleinen geb. RM. 6.—

Ein Buch von wunderbarer Tiefe, Kraft und Heimatliebe. Mit meisterlicher psychologischer Beobachtungsgabe beschreibt Schröder das Walten des Schicksals auf dem großen Bauernhof Hoheneiche. Dieses gibt den alten Familienbesitz dem seiner Veranlagung nach rechten Erben, dem Zweitgeborenen, der seine Heimatscholle mit glühender Seele liebt und der sie errettet, nachdem der ältere Bruder sie durch Spekulation aufs Spiel gesetzt hat.

Königsberger Allgemeine Zeitung

Land Not

Roman. In Ganzleinen geb. RM. 6.80

Wie Hans Grimms gewaltiger Roman „Volk ohne Raum“ ein deutsches Schicksalsbuch ist, so ist es auch Gustav Schröders „Land Not“. In diesem Buch gewinnt die ungeheure völkische Not des Nachkriegsdeutschland erschütterndes Leben. Eine aufs höchste spannende, von tiefer edler Menschlichkeit durchpulste Handlung, die wohl Einzelschicksale lebensnah schildert, aber diese doch immer zu schicksalhafter Bedeutung für das Gesamtvolk erhebt. *Deutsche Tageszeitung, Berlin*

Der Hohlofenbauer

Roman. 17.—21. Tausend. In Ganzleinen geb. RM. 4.80

Schröder ist der geborene Bauerndichter. Die Dorfgestalten, die er schafft, sind wahr und echt vom Wirbel bis zur Sohle. In dem Hohlofenbauern nun, dem 55 jährigen, wuschelköpfigen Heinrich Korn, sehen wir einen Mann von viel Wunderlichkeit und sogar Verschrobenheit des Empfindens; die Welt spiegelt sich ganz eigen in dieser Seele, die ihren brodeligen Humor hat und trotz mancherlei Irrwege doch das Richtige will und erreicht. *Dresdner Nachrichten*

Sturm im Siedichfür

Roman. 26.—30. Tausend. In Ganzleinen geb. RM. 4.80

In einer friedlichen kleinen Gemeinde tief im Thüringer Walde taucht plötzlich der Gedanke auf, einen Kurort aus dem versteckten Neste zu machen. Wie sich nun zwei Parteien bilden, eine für, eine gegen den Plan, wie die erhitzten Gemüter aufeinanderprallen, und wie sich aus diesem Kampf das tragische Schicksal zweier Menschen gestaltet, das schildert Schröder mit solch dramatischer Spannung, so lebenswahr, daß man von der ersten Seite des Buches an gefangen ist.

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT
HAMBURG 36

Politische Wochenschrift

Herausgeber: Hermann Ullmann und Rudolf Fischer

Wir haben uns entschlossen, unsere Zeitschrift vorübergehend **halbmonatlich** erscheinen zu lassen. Die dadurch eintretende

Verbilligung des Bezugspreises kommt vielen Wünschen aus dem Leserkreise entgegen.

Und zwar kostet jetzt das Einzelheft 50 Pfennig; der **monatliche Bezug 90 Pfennig, vierteljährlicher 2,50 Mark, halbjährlicher 5 Mark**. Für das Ausland kommt der übliche Portozuschlag dazu.

Die Nummern bieten unter Mitarbeit der besten Autoren der Rechten: Beobachtung der Innenpolitik / Eigene Berichterstattung aus fremden Staaten / Wirtschaftspolitische Übersichten und landwirtschaftliche Rundschau / Aktuelle Artikel über Zeitfragen / Vollständige Literaturberichte über Theater und Film u. a.

Zwei Urteile statt vieler Empfehlungen:

„... Ein umfassendes Bild des politischen Geschehens bietet jede Nummer.“ „Münch. Neueste Nachr.“

„... Es freut uns das um so mehr, als Ihre ‚Politische Wochenschrift‘ zu den am meisten verlangten Zeitschriften unseres Lesesaales zählt...“ schreibt die Sammlung F. J. M. Rehse, München.

Verlag der Politischen Wochenschrift · Berlin NW 6

3 schöne Geschenkwerke!

DIE BRESLAUER SAGEN

Mit 30 Bildern von Alt-Breslau / Herausgegeben von Professor Dr. Kühnau / Geschenkband nur 3,75 RM.

DIE BRESLAUER KIRCHEN

Mit 100 großen Bildtafeln / Herausgegeben von H. Götz und A. Hadelst / Großquartband nur 7,80 RM.

DAS GRÜSSAUER WILLMANN-BUCH

(Der Fresken-Zyklus der Josephskirche in Grüssau)
Herausgegeben von P. Nicolaus v. Lutterotti / Mit 50 Bildtafeln (Aufnahmen von Paul Poklekowski)
Geschenkausgabe in Leinen 4,50 RM.

OSTDEUTSCHE VERLAGSANSTALT, BRESLAU

Künst

Förderung durch verständnisvolle eingehende Berichterstattung unter bevorzugter Pflege des Schlesischen Kunstlebens betrachtet die Schlesische Zeitung als eine besonders wichtige Aufgabe

Wörter

in allen ihren Ausdrucksformen wird in der Schlesischen Zeitung von anerkannten Kunstgelehrten u. Praktikern eingehend gewürdigt

Themen

Kritiken in der Schlesischen Zeitung sind von jeher als besonders sachkundig u. tiefschürfend anerkannt

Die Kunstfreunde Ostdeutschlands lesen daher in erster Linie die

Schlesische Zeitung



Verlag Wilh. Gottl. Korn
Breslau 1 — 190. Jahrgang

Zwei Ausgaben:

Vollausgabe (tägl. 2 mal) monatl. RM. 4,80

Ausgabe A (tägl. 1 mal) monatl. RM. 3,20

einschließl. der Wochenbeilage Schlesische Illustrierte Zeitung

DIE VOLKSWACHT

größte sozialdemokratische Tageszeitung des Ostens

**ist das Blatt der
Arbeiter, Angestellten
und Beamten**

**Anzeigen
haben stets Erfolg**

Sogroß →

wird Ihr Gewinn durch Insertion in der

Neuen Breslauer Zeitung

Herrenstraße 20

Tel. 23 147/48

Probepublikation
jederzeit
gratis
erhältlich



Wer die Glatzer Bergheimat liebt, tritt dem Glatzer Gebirgsverein (G.G.V.) bei

Der G. G. V.

1881 gegründet, umfaßt z. Zt. 60 Ortsgruppen und eine stattliche Zahl Jugendgruppen mit zusammen 10 000 Mitgliedern.

Der G. G. V.

ist bestrebt, das Interesse für die Grafschaft zu beleben, das Verkehrswesen zu bessern, das Wandern in den schönen Bergen zu fördern.

Der G. G. V.

unterhält daher zahlreiche Gebirgswege, Aussichtstürme, die Wegebezeichnung und zwei Gebirgsbauden: die Hindenburgbaude in Grunwald bei Bad Reinerz sowie die Brandbaude bei Habelschwerdt.

Der G. G. V.

pflegt die Heimatforschung und Volkskunde, er fördert die Glatzer Heimatbücherei, er schuf und unterhält das Glatzer Heimatmuseum und baut es durch Neuerwerbungen ständig aus. Die reich illustr. Vereinszeitschrift: „Die Grafschaft Glatz“ ersch. jährl. in 6 Doppelheften, die den Mitgliedern frei und unentgeltlich zugehen. Mitgliedsbeitrag jährlich 3,50 RM. Meldungen sind zu richten an die Ortsgruppen oder an den Hauptvorstand in Glatz. Postscheck-Konto Breslau 141 10.

Der Hauptvorstand des G. G. V.

Studiendirekt. Conrads, Vorsitzender, Habelschwerdt.

Tierarzt Roemer, Hauptgeschäftsführer,
Glatz, Neulandsstr. 1, Fernruf Glatz 110



